

Olympe

Feministische Arbeitshefte zur Politik



Elternschaf

Die neue Geschlechterdifferenz?

Heft 23

INHALTSVERZEICHNIS

Zu dieser Ausgabe	4		
<i>Elisabeth Joris</i> Liebende Mütter – sorgende Väter Mütter- und Väterbilder im Wandel der Zeit	9		
PANORAMA			
<i>Viola Roggenkamp</i> Alles ist möglich – nichts geht wirklich Auf dem Weg zur kinderlosen Gesellschaft	11		
<i>Mascha Madörin</i> Zur politischen Ökonomie der Differenz zwischen Frauen mit und Frauen ohne Kind. Ein Versuch.	22		
<i>Michèle Spieler</i> Zementierte Arbeitsteilung Zur Debatte über die Vereinbarkeit von Beruf und Familie	36		
ARBEITSMARKT			
<i>Angela Stienen</i> Die Infragestellung «idealer» Mutterschaft durch Migration	40		
<i>Michèle Spieler</i> Vereinbarkeit von akademischer Karriere und Elternschaft	45		
<i>Jacqueline Fehr</i> Bewegung in der Betreuungsfrage Gründe für neue und erfolgreiche Allianzen	48		
FRUCHTBARKEIT			
<i>Willemijn de Jong</i> Reproduktionstechnologien: anthropologische Perspektiven auf assistierte Empfängnis	51		
<i>Michèle Ammon</i> Geburtshilfe: Dekaden der Veränderung	63		
<i>Joséphine Mukakalisa</i> Après la guerre: les femmes et les enfants au Rwanda	68		
		<i>Salome Pitschen</i> «mittendrin – 5 Frauen, 5 Jahreszeiten» Nachgedanken zu meinem Dokumentarfilm	72
		<i>Margrit E. Kaufmann</i> Erwünscht – unerwünscht «Akademikerinnen» und «Migrantinnen» im deutschen bevölkerungspolitischen Diskurs	78
		<i>Jael Bueno</i> Die zwei Marias Fruchtbarkeitssymbolik in Europa und Lateinamerika als kulturelles Referenzsystem	86
		LEBENSENTWÜRFE	
		<i>Andrea Battke</i> (K)eine ganz normale Familie Pionierinnen lesbischer Familienplanung	93
		<i>Klara Obermüller</i> Das Ende der Kette Älterwerden ohne Kinder	104
		<i>Liliane und Alexandra</i> Wenn Frauen Kinder gemeinsam betreuen «Ich hatte keine Ahnung, was es bedeutet, mit einem Kind zu wohnen»	106
		<i>Anne-Françoise Gilbert</i> Ledig und kinderlos Historischer Blick auf einen widerständigen Lebensentwurf	112
		BÜCHER ZUM THEMA	124
		AUTORINNEN	133

Zu dieser Ausgabe

Der Titel dieses Hefts ist Anschlussfrage und Provokation zugleich. Am Anfang dieser Ausgabe von Olympe stand ein von uns Redaktorinnen in unterschiedlichsten Zusammenhängen wahrgenommenes Spannungsfeld in der Zusammenarbeit zwischen Frauen mit Kind(ern) und Frauen ohne Kind(er). Doch unter dem Einfluss aktueller Ereignisse, insbesondere einer bevorstehenden Tagung zum Thema «Kinder oder keine?» aber auch der Medienberichterstattung zu Geburtenraten und Vereinbarkeit von Beruf und Familie, drohte eine Reduzierung auf die Frage «Kinder oder keine?» Zudem erwies es sich als äusserst schwierig, dieses Spannungsfeld zu erfassen. Dies erfuhren wir auch anlässlich eines moderierten Redaktionsgesprächs, das wir zum Thema führten. Das fing bereits bei der Frage an, ob wir den ideologisch schwer beladenen Begriff «Mutter» verwenden sollten oder ob wir treffender von Frauen mit Kind sprechen und wer denn dazugehöre: «Natürlich zählst du als Frau mit Stiefkind auch als Frau mit Kind. Gibt es denn nur ein Entweder-Oder, oder gibt es auch Zwischenstufen, beispielsweise Frauen, die mit Kindern zusammenleben, oder trennen wir jetzt einfach zwischen jenen Frauen, die Kinder auf die Welt gebracht haben, und denjenigen, die das nicht getan haben?» lautete ein Votum aus der Redaktion. Welche Differenz letztlich eine Rolle spielt, hängt von den dazugehörigen Fragen ab: Geht es ums Gebären – und zählt dann ein Kaiserschnitt auch, und was ist mit Adoptiveltern? Geht es ums Aufziehen und Betreuen von Kindern – und zählen dann «soziale Mutterschaft» und erwachsene Kinder auch? Geht es um das Tragen von Verantwortung – und zählen dann Stiefeltern auch? All diese Fragen sind keineswegs nur rhetorisch und auch Betroffene beantworten sie teilweise unterschiedlich. So fühlen sich Mütter erwachsener Kinder je nachdem von der Bezeichnung «Frau mit Kind» angesprochen oder nicht. Zum Teil fehlt uns schlicht das Vokabular, um eindeutig und präzise zu formulieren. Ein Kind ist im Verwandtschaftsverhältnis zu seinen Eltern auch dann noch ein Kind, wenn es längst erwachsen ist. Für viele Formen des Zusammenlebens und der familiären und sozialen Beziehungen fehlen uns passende Bezeichnungen. Die in der Realität existierende Vielfalt wird sprachlich auf Dualismen wie Mütter – Nicht-Mütter oder Eltern – Kinderlose reduziert. So ist vielleicht ansatzweise zu erklären, weshalb weder im Redaktionsgespräch noch im Gesamtbild der in diesem Heft vereinten Texte eine wirkliche Vertiefung des Themenfeldes gelungen ist.

Ein Fazit des Redaktionsgesprächs ist dennoch zu ziehen: Frauen stehen, egal welchen Lebensentwurf sie wählen, immer wieder gerade deswegen in der Kritik, wie folgendes Zitat illustriert: «Meine Chefin, auf ziemlich hoher Hierarchiestufe in einem grossen Finanzunternehmen, war um die vierzig, verheiratet, aber ohne

Kinder. Die Männer, die für sie arbeiteten – sie waren alle zwischen fünfundzwanzig und fünfunddreissig –, kamen zu mir als Kollegin auf gleicher Hierarchiestufe und fragten mich: «Weisst du, warum sie kein Kind hat?» Irgendwie schien es moralisch fragwürdig, dass sie als verheiratete Frau kein Kind hatte.» Während dieses Beispiel mehr von Staunen und Unverständnis zeugt, zeigen andere auf, welche oft unausgesprochenen Ressentiments sich dahinter verbergen: «Da sitzen viele Berufsleute, Frauen wie Männer, die etliche Aufgaben aufeinander abstimmen müssen, und da verlangt eine Frau, alle müssten ihren Terminplan auf sie einstellen, weil sie ihre Tochter zur Reitstunde bringen muss. Und niemand sagt etwas. Später ist dann niemand auf diese Frau gut zu sprechen, weil alle finden, dass sie sich wahnsinnig viel herausnimmt.» Es wäre einfach, den hier beschriebenen AkteurInnen generelle Konfliktunfähigkeit vorzuwerfen. Doch fällt auf, wie zurückhaltend bei diesem Thema viele Frauen werden, die sonst Konflikte nicht scheuen. Diese verdeckten Konflikte entstehen nicht nur in der Berufswelt, sondern auch im Bereich der ehrenamtlichen Arbeit. «Es hat aber eine andere Dimension, denn in einer NGO arbeiten oder nicht ist per se freiwillig. Und so liegt die Spannung in der Frage: Wer trägt die Strukturen? Wer zieht das Ding durch?» Bei näherer Betrachtung lassen sich in vielen Fällen neben ideologischen auch strukturelle Hintergründe erkennen. So hat beispielsweise unsere Erwerbswelt noch keinen für die Arbeitnehmenden befriedigenden Umgang mit Vollzeit- und Teilzeitarbeit gefunden: «Meine Schwester ist Hebamme und arbeitet im Spital. Dort arbeiten sehr viele Frauen mit Kindern Teilzeit. Im Team kommt es immer wieder zu Auseinandersetzungen zwischen den Frauen, die «hochprozentig» arbeiten und keine Kinder haben, und den Teilzeitbeschäftigten mit Kindern. Da ist ganz viel Neid da, weil Frauen mit Kindern eine Art Entschuldigung haben, wenn sie Teilzeit arbeiten wollen.» Schnell sind Vorwürfe von Neid und mangelnder Solidarität zur Hand, die strukturelle Unzulänglichkeiten zu individualisieren drohen. Das vorliegende Heft ist ein Versuch, beide Ebenen – die persönliche und die gesamtgesellschaftliche – nebeneinander zu thematisieren.

Die Beiträge in diesem Heft sind in vier Teile gegliedert. Im Kapitel «Panorama» eröffnen drei Beiträge den Blick auf die Breite der Thematik. Mascha Madörins Artikel ist eine Analyse der sozialen und ökonomischen Interessen, die der Frage nach Kindern inne wohnen. Die Autorin legt am Beispiel des Kantons Basel-Stadt auf einfache Weise dar, dass dieser den Frauen zusätzlich 1500 Millionen Franken pro Jahr bezahlen müsste, um das Mehr an Betreuungsarbeit (an Kindern und pflegebedürftigen Erwachsenen), das Frauen im Vergleich zu Männern leisten, zu entlohnen. Sie beschreibt zudem eindrücklich, wie die soziale und ökonomische Definition der Rolle der Frauen in bestimmten Gesellschaften auf einer höchst persönlichen Ebene beeinflusst, wie Kinder «Mutterliebe» wahrnehmen.

Viola Roggenkamp konstatiert, dass die Geburtenrate nur in jenen Ländern abnimmt, in denen sich die sozialen Strukturen nicht den veränderten Rollen von Frauen und Männern angepasst haben. Damit stellt sie die Behauptung in Frage, dass Frauen schuld daran seien, dass die traditionellen sozialen und familiären Strukturen «geschwächt» worden sind, wie die Mainstream-Politik so gerne beklagt. In den skandinavischen Ländern, wo sich soziale, ökonomische und politische Strukturen schneller den sich verändernden Identitäten und Rollen angepasst haben, ist die Geburtenrate relativ stabil geblieben. Roggenkamp stellt die provokative These auf, dass die Weigerung der Männer, sich persönlich und sozial weiterzuentwickeln, der Hauptgrund für die sinkende Geburtenrate in wohlhabenden Ländern ist.

Michèle Spieler zeigt in ihrem Beitrag, dass die gegenwärtige Vereinbarkeitsdebatte nichts an der geschlechtsspezifischen Rollenzuweisung und an der Bewertung von Betreuungsarbeit ändert. Eine verbesserte Vereinbarkeit wird mit der Auslagerung der Kinderbetreuung gleichgesetzt und vor allem für gut ausgebildete Frauen verlangt. Dadurch schafft sich der Arbeitsmarkt Zugriff auf eine flexible Arbeitsmasse, während Kinderbetreuung nach wie vor Frauensache bleibt.

6 Die Texte dieser Ausgabe machen deutlich, dass die Frage des Gebärens nicht einfach eine individuelle und persönliche Entscheidung ist. Wo es um Entscheidungen geht, sind diese stark von den sozialen, ökonomischen und sogar ideologischen Bedingungen beeinflusst, in denen wir leben. Ginge es in wohlhabenden Ländern im Zusammenhang mit der sinkenden Geburtenrate nur um das Bereitstellen ausreichender Ressourcen für eine alternde Bevölkerung, dann müssten Grenzen geöffnet werden und hunderttausende junge MigrantInnen auf der Suche nach Arbeit und Teilhabe an ökonomischem Wohlstand sollten mit offenen Armen empfangen werden. Dies ist nicht der Fall. Im Gegenteil erlassen wohlhabende Länder immer weitreichendere Massnahmen, um ökonomische Migration einzuschränken. Mit dem Artikel von Angela Stienen wird das Kapitel «Arbeitsmarkt» des Hefts eingeleitet. Dieser Beitrag soll eine kreative Analyse darüber auslösen, wie eine solche Kooperation zwischen alternder wohlhabender Bevölkerung und junger Migrationsbevölkerung für beide Seiten nützlich sein könnte – und das über die ökonomische Frage hinaus.

Teil drei des Heftes befasst sich mit Fragen rund um das Thema «Fruchtbarkeit». Gleich mehrere Texte setzen sich mit kulturellen Veränderungen und Unterschieden auseinander. Willemijn de Jong wirft einen kritischen anthropologischen Blick auf die gesellschaftspolitischen Auswirkungen der durch die Neuen Reproduktionstechnologien eröffneten Möglichkeiten und Zwänge. Margrit E. Kaufmann thematisiert die deutsche Bevölkerungspolitik, die «Akademikerinnen» und «Migrantinnen» unterschiedlich anspricht.

Im vierten Teil dieser Ausgabe präsentieren wir Texte zu unterschiedlichen Lebensentwürfen. Zwei davon füllen Leerstellen der Mainstream-Debatte. Der Artikel von Andrea Battke über eine «Regenbogenfamilie» beschreibt einen zugleich als subversiv und als konservativ zu deutenden Lebensentwurf. Es geht darin um zwei Lesben, die ihre Familie nach dem Vorbild der heterosexuellen Kleinfamilie gestalten. Damit unterlaufen und bewahren sie ein patriarchales Modell gleichzeitig.

Der zweite Artikel ist ein Gespräch zwischen Alexandra und Liliane über die gemeinsame Betreuung von Kindern in einer WG. Was sind erwartete, gewünschte und definierte Rollen und Beziehungen zwischen einem Kind und einer Erwachsenen, die zusammen in einem Haushalt leben, ohne biologisch oder legal definiertes Verhältnis?

Illustriert wird diese Ausgabe von Elisabeth Joris' Sammlung von Bildern aus den letzten zwei Jahrhunderten. Sie erzählen von dem starken Symbolismus, der der «Familie» im europäischen Kontext auferlegt wurde und den sie weiterhin trägt. Diese Darstellungen lösen einen Reflexionsprozess über intimste menschliche Erfahrungen aus – gute und schlechte. Lösen diese Bilder die Gefühle der Zugehörigkeit und der Sicherheit aus, die sie darstellen wollen? Oder rufen sie Gefühle des Erstickens und der sozialen Verkennung hervor, die so viele in traditionellen Familienstrukturen erleben bzw. erlebt haben?

Auf persönlicher Ebene kaum angesprochen jedoch medial sehr präsent sind die ökonomischen Aspekte und die Frage der Verteilungsgerechtigkeit. Steuern, Sozialversicherungen, Lohnsysteme etc. bevorteilen zumindest implizit bestimmte Lebensformen. Diese Systeme sind in ihrem Zusammenspiel derart komplex und unübersichtlich, dass es schwer fällt, einen Überblick zu behalten, und jede und jeder in irgendeinem Fall zu den Benachteiligten gehört. Je nach Perspektive und Debatte sind es unterschiedliche Differenzen, die relevant sind bzw. akzentuiert werden. Trennungen werden innerhalb der Geschlechter und über Geschlechtergrenzen hinweg gezogen. Diese Beobachtungen haben uns dazu veranlasst, ans Ende dieses Hefts die Frage zu stellen, ob sich hier eine neue (alte) Geschlechterdifferenz manifestiert, indem Frausein wieder vermehrt ans Muttersein geknüpft wird und an die damit verbundene gesellschaftliche Rollenzuweisung, dass Kinderbetreuung von Frauen zu leisten oder zumindest von Frauen zu organisieren sei. Oder provokativer formuliert: Entwickelt sich unsere Gesellschaft in die Richtung, dass Geschlechterdifferenzen an Bedeutung verlieren, jedoch Differenzen zwischen jenen, die Kinder «haben» und jenen, die keine «haben», zunehmend an Bedeutung gewinnen?

Fast zeitgleich mit dieser Ausgabe von Olympe ist das Dezember-Heft der Männerzeitung mit dem Titel «Mann wird Vater» erschienen. Die thematische Nähe ist

nicht zufällig, denn die Olympe und die Männerzeitung hatten ursprünglich eine gemeinsame Publikation ins Auge gefasst. Entstanden sind nun zwei unabhängige Hefte zu verwandten Themen. In der Männerzeitung berichten Väter über ihre ambivalenten Gefühle bei der Geburt ihres Kindes und darüber, wie sie die ersten Lebenswochen ihres Kindes erlebt haben. Väter werden zu engagierterem Vatersein aufgerufen, wobei Vatersein als nicht wie Muttersein biologisch evident, sondern als ein täglich zu erneuerndes Bündnis beschrieben wird. Die Situation von Vätern nach der Trennung von den Müttern ihrer Kinder ist im Heft ein präsent Thema. Dazu werden Vorschläge für die Umsetzung eines gemeinsamen Sorgerechts vorgestellt, aber auch ein bedenklicher Weise und unglücklich aus der Perspektive des Kindes formulierter «Eltern-Kind-Vertrag». Interessante Gedanken finden sich im Heft in Zusammenhang von Geburtenrate und Migration sowie zur Familienfreundlichkeit als Standortfaktor.

Lise Cyrenne, Esther Quetting, Michèle Spieler, Susi Wiederkehr

8

Liebende Mütter – sorgende Väter

Mütter- und Väterbilder im Wandel der Zeit

Elisabeth Joris

Auch Bilder sind Texte, die wir lesen können. Und als solche sind sie Ausdruck der Zeit, in der sie produziert wurden, Teil eines Diskurses. Das gleiche Motiv bedeutet nicht nur je nach Genre des Bildes – ob Fotografie oder Ölgemälde, Porträt oder Skizze, Karikatur oder Werbung, Altarbild oder politisches Pamphlet – etwas anderes, sondern auch je nach zeitspezifischem Kontext. Bilder von Vätern und Müttern beziehen sich auf die Gesellschafts- und Geschlechterkonzepte ihrer Zeit. Das Bild der liebenden Mutter und des sorgenden Vaters verbreitete sich in Text und Ikonographie seit dem 19. Jahrhundert.

In der Frühen Neuzeit demonstrierten Bilder von Ehegatten und ihren Kindern die Zugehörigkeit zu einer Verwandtschaft. Diese definierte den Stand und somit auch die rechtliche Stellung der Familie, ihre Privilegien und Einschränkungen. Über die verwandtschaftlichen Beziehungen war man in die Gesellschaft als Ganzes eingebunden. Erst im Zuge der Aufklärung gewann die Individualität der Person an Bedeutung. Auch das einzelne Kind geriet als solches zur Freude des Paares, im Gefolge von Rousseau aber auch zum Ausdruck des Natürlichen und (noch) Unverfälschten. Nun wurde die Ebene der emotionalen Beziehungen zwischen Eltern und Kind betont. Dabei vertrat der Vater die Welt des Verstandes und der gesellschaftlichen Pflichten, der ernsten Geschäfte und Ämter, während die Mutter zusammen mit dem Kind zur Repräsentantin der Natur und der Gefühle verschmolz.

In solchen Bildkompositionen kündigte sich die städtisch geprägte Bürgerlichkeit des 19. Jahrhunderts an, die den Bereich des Öffentlichen vom Bereich des Privaten trennte und so auch zwischen der männlich definierten Berufswelt und der weiblich konnotierten Intimität der Familie eine scharfe Grenze zog. Analog dazu wurden das «wilde» Aussen, Schule und Ausbildung dem ungestümen Knaben, das über-

9

Alles ist möglich – nichts geht wirklich*

Auf dem Weg zur kinderlosen Gesellschaft

Viola Roggenkamp

Die «Neue Zürcher Zeitung» schrieb am 27. Mai 2000: «Unter gut ausgebildeten Frauen in der Schweiz verzichten rund 20 Prozent im Alter von 20 bis 39 Jahren auf Kinder.» Verzichteten? Es sind Frauen, die ihren Beruf haben, Geld verdienen, und wahrscheinlich finden sie keinen Mann, der bereit ist, mit der Frau zusammen und zu gleichen Teilen für den Haushalt und die Kinder da zu sein. Frauen und Männer sind gewohnt, angesichts von gesellschaftlichem Schlamassel die Schuld dafür bei den Frauen zu suchen und sie bei den Frauen zu finden. Das hat eine ganze Weile funktioniert. Und parallel dazu wächst das Unbehagen der Frauen. Seit etwa hundert Jahren geht das so. In der Zeitschrift «Die Zukunft» schrieb die Feministin Hedwig Dohm im Juni vor 106 Jahren: «Dieses Zeitalter geht auf die Neige. Langsam, langsam vollzieht sich unter unseren Augen eine der grössten Umwälzungen der Weltgeschichte, so sachte und allmählich, dass die Majorität es kaum wahrnimmt oder doch diesen «Sturm im Glase Wasser» für eine vorübergehende Erscheinung hält.»

Der Rententurm ist eingestürzt

Das wäre heute, im Juni 2006, in Deutschland noch immer so, wenn sich nicht etwas ereignet hätte: Der Rententurm ist umgefallen. Politiker in Deutschland sprechen von einer «sozialstaatlichen Katastrophe», von «einer demografischen Verschiebung», deren «Dynamik das Jahrhundertwerk des Rentensystems» zerstört hat. So mächtig ist die Frau. Das hat sie schon geschafft. Es geht ums Geld. Selbstverständlich. Kinder werden nicht um ihrer selbst willen geboren, sondern weil sie gebraucht werden. Das ist in den armen Ländern so, und genauso ist es in den reichen Ländern, wie wir sehen.

schaubare Innere und die hauswirtschaftlichen Arbeiten den stillen Mädchen zugeordnet. Nur in der oft romantisch unterlegten Darstellung bäuerlichen Familienlebens verschmolzen die verschiedenen Welten manchmal noch zu einer Einheit.

Seit dem 19. Jahrhundert hinterliessen nicht nur die Industrialisierung ihre Spuren in der Ikonographie der Familie, sondern auch die sogenannte Nationenbildung und die imperialistischen Grossmachtsambitionen. Während im Zeitalter von Freud Bilder die psychologische Dimension der engen Verbindung von Mutter und Kind transportierten, an der der Vater als Dritter nur noch betrachtend partizipierte, dominierten im Zeichen des Faschismus und des Zweiten Weltkriegs männliches Soldatentum und weibliche Fertilität – auch in der Schweiz. Und der Kalte Krieg manifestierte sich in der Familienikonographie des Westens als Konsumparadies, auf das die erwerbstätige Ehefrau im Osten verzichten musste. In den letzten Jahrzehnten haben sich die Familienkonstellationen nachhaltig verändert, Scheidungen sind alltäglich geworden, und die Erwerbstätigkeit von Müttern wird nicht mehr abgelehnt. Dennoch lassen sich in den Bildkompositionen die traditionellen Deutungsmuster ausmachen. Weiterhin sticht die liebende Mutter aus der Flut an Familienbildern, während aus dem Hintergrund die liebevoll sorgenden Väter grüssen.

10 Ich zeige in diesem Heft lediglich zwölf Bilder aus rund fünf Jahrhunderten. Sie gehören zu unterschiedlichen Genres, sind daher auch nicht als eine chronologische Abfolge zu verstehen und schon gar nicht als ein Abbild der Realität. Bilder sind Interpretationen, und als solche vermitteln die zwölf Bilder je einzeln einen Einblick in die komplexe Vielfalt der Wahrnehmung und Deutung von Familie in ihrer Zeitepoche. Meine Reihe hört mit einem Bild aus den 1970er Jahren auf, einem Bild, das Verschiebungen in den Verhältnissen ankündigt, die aber so kaum eingelöst wurden. Zwar sind die sorgenden Väter vermehrt auch liebend, und aus den liebenden Müttern sind inzwischen auch sorgende geworden, doch nicht selten in dem Sinn, dass sie gleich die ganze Verantwortung zu tragen haben: die finanzielle, die erzieherische und die emotionale. Auf ein Bild aus gegenwärtigen Zeiten habe ich verzichtet. Auf die aktuellen Bilder von Müttern und Vätern verweisen die Texte in diesem Heft.

Die Möglichkeit für eine Frau, sich entscheiden zu können, ob sie ein Kind auf die Welt bringen will oder nicht, ist historisch gesehen jung. Vielleicht gibt es diese Freiheit erst seit der Erfindung der Pille. Ein Kind in sich wachsen lassen und in die Welt bringen kann nur die Frau. So mächtig ist die Frau. Der Mann kann das nicht und will das kontrollieren, durch Gesetze, mit Verboten. Im patriarchalischen System sind die Positionen für Mann und Frau streng vorgegeben. Der Mann in der Welt. Die Frau im Haus. Gegenwärtig erleben wir in islamischen Ländern das Extrem patriarchalischer Macht. Aber auch in der westlichen Welt reglementieren Justiz und Religion, Politik und Wirtschaft, Sitte und Moral das Leben der Menschen, und dabei werden Frauen nachweislich immer noch nicht wirklich gleichberechtigt behandelt. Sitte und Moral sind heute die Ängste, sexuell nicht attraktiv zu sein, zu dick oder zu dünn oder zu alt zu sein. Solche Ängste empfinden zunehmend auch Männer. Und es ist menschlich, dass der weibliche Teil der Gesellschaft diese Entwicklung mit heimlicher Genugtuung beobachtet.

Etwas ist anders geworden. Die Frau hat sich neu definiert. Bislang definierte sie sich als diejenige, die den Mann als den Dominanten anerkennt. Sie hat aufgehört, ihn anzuerkennen, sie hat angefangen, sich selbst anzuerkennen. 12 Damit ist dem Mann etwas Wesentliches abhanden gekommen. Sein Spiegel. Du bist der Grösste im ganzen Land. Das hat dieser Spiegel jeden Morgen gesagt, wenn er zur Arbeit ging, und jeden Abend, wenn er zerknirscht und kleingemacht vom Chef in die Familie zurückkehrte. Du bist der Grösste im ganzen Land. Dieser Spiegel ist dem Mann nun davongelaufen. Seine Frau. Sie kann selbst Geld verdienen, sie kann für sich selbst sorgen und sogar für sich und ihre Kinder.

Die Frauenbewegung der 1960er, 1970er und 1980er Jahre hat viel erreicht. Ausgehend von Amerika, kam sie über England und Frankreich endlich auch nach Westdeutschland. Ich will nur zwei Beispiele nennen: An der Spitze der deutschen Regierung steht heute eine Frau. Und das zweite Beispiel: Eine deutsche Fernsehjournalistin, eine «Tagesschau»-Sprecherin, wird zurzeit in allen Medien zitiert. An dem Aussterben der Deutschen sei die Feminismusfalle schuld, sagt diese Frau. Auch das ist ein Erfolg der Frauenbewegung. Nicht, dass diese Frau auf den Feminismus schimpft. Solche Frauen gab es schon vor 200 Jahren. Hedwig Dohm nannte sie «die Anti-Feministen». Doch diese Anti-Feministin konnte «Tagesschau»-Sprecherin werden. Und das wäre sie nicht geworden ohne die vorausgegangene Frauenbewegung.

Die Feminismusfalle? – Das Wort erinnert an ein anderes Wort: die Kinderfalle. Um Frauen zu reglementieren, funktionierte bislang immer noch eines. Männer machten Frauen ein, zwei, drei Kinder, und damit sass die Frau dann

fest. Das funktioniert in Deutschland offenbar nicht mehr. Und das ist eine erfreuliche Entwicklung. Gesellschaftliche Entwicklung, Zivilisation, Gleichberechtigung ist nichts, was einfach so und wie von selbst geschieht. Dass Frauen studieren dürfen, dass Frauen wählen dürfen und gewählt werden können, dass Frauen Nachrichten im Fernsehen verlesen dürfen und Busse fahren, dass sie Fussball spielen und Orchester dirigieren, das ist nicht etwa heute möglich, nur weil die Jahre vergingen. Frauen fordern ihre Menschenrechte. Das geschieht weltweit. Auch im Sudan und in Nigeria. Auch in den Vereinigten Arabischen Republiken. Auch in Afghanistan und im Iran. Auch in Russland und auch in der Schweiz.

Wie geht es dem Mann in Deutschland?

Der Mann ist nicht mehr selbstverständlich das Oberhaupt der Familie. Er ist nicht mehr der Ernährer. Er ist nicht mehr der Haushaltungsvorstand. Die Institution der Ehe hat ihre Bedeutung für die Frau verloren. Die Ehe garantierte der rechtlosen Frau den Schutz des Mannes. Der Mann war durch das Eherecht verpflichtet, seiner Verantwortung für Frau und Kinder nachzukommen. Die Rechtlosigkeit der Frau und die Institution der Ehe gaben dem Mann eine festgefügte Lebensform. Von ihm war sie abhängig. Je selbständiger und selbstbewusster Frauen werden, desto deutlicher wird der Mangel an Männern, die eine Frau als Persönlichkeit wertschätzen können. Dass jüngere Frauen ältere Männer bevorzugen, die dem Alter nach sogar ihre Väter sein könnten, mag auch damit zusammenhängen. Denn diese Männer sind bereits durch einige Frauenhände gegangen. Sie haben ihre Karriere bereits gebaut und meistens hinter sich, eine junge, tüchtige Frau muss für einen älteren Mann keine Bedrohung mehr sein.

In Deutschland wollen sehr viel mehr Männer als Frauen keine Kinder, und sehr viel mehr Männer als Frauen sind ohne Kinder. Die deutsche Akademikerin ist mit 45 Jahren immer noch keine Mutter (33 %), weil sie keinen Akademiker gefunden hat, der Vater werden wollte (36 %). Frauen – logischerweise – wissen das seit langem. Politiker, angesichts ihres eingestürzten Rententurms, haben die Robert-Bosch-Stiftung (Dezember 2005) beauftragt, und die hat in ihrem Gutachten «Starke Familie» den Mann als Schwachpunkt ausfindig machen können. Die verantwortlich zeichnenden Herren mittleren Alters kamen nicht mehr umhin, das Offensichtliche einzusehen. «Der Rückgang der Geburtenrate», heisst es darin, sei in Ländern Europas «dort am stärksten ausgeprägt, wo Frauen weitgehend emanzipiert sind, wo der Rest der Gesellschaft aber noch auf einem vergleichsweise traditionellen Entwicklungsstand verharrt. Gesellschaften, in denen die neue Rolle der Frau anerkannt und unterstützt wird, zeichnen sich hingegen durch relativ hohe

Kinderzahlen aus.» Vielleicht ist die Entwicklung von Frau und Mann noch nie so weit auseinandergeklafft wie heute. Der Mann kann kein Kind bekommen. Der Mann kann ein Kind bleiben. So hat der Mann einen enormen Bedeutungsverlust erlebt. Und darunter leidet das Rentensystem seit etwa drei Jahrzehnten.

Angesichts der feministischen Entwicklung hat der Mann in Deutschland die Frau gefragt: Was soll ich tun? Und die Frau hat dem Mann gesagt: Schau, unsere feministischen Mütter und auch wir, die Tochtergeneration, wir haben so viel erarbeitet in der Frauenbewegung, in Selbsterfahrungsgruppen, gründe du eine Männer-selbsterfahrungsgruppe. Das hat der Mann getan. Zu seinem Fussballverein, seinem Stammtisch und seiner Mountainbike-Group hat er noch eine Männer-selbsterfahrungsgruppe gegründet. In ihr hat der Mann seine weiblichen Anteile gesucht und gefunden: die Angst, im Beruf zu versagen. Schamgefühle. Die Angst vor sexueller Überwältigung. Die Angst vor dem Alter. Was der Mann an sich selbst als weiblich definiert, macht ihm Angst. Die Zweierbeziehung und die Familie sind für den Mann nicht mehr der Ort von Bequemlichkeit, sondern der Ort von Diskussion und Streit. Das ist die Schuld der Frau. Sie will auch. Und das ist zu viel. Die Frau sagt auf einmal: nein. Oder sie sagt, so nicht, sondern endlich mal so. Und der Mann sagt auf einmal: Ich kann nicht. Das hat er in der Männergruppe gelernt. Aus der Männergruppe ist inzwischen eine Clique der wilden Männer geworden. Zurück zum wilden Mann. Die Horde der vaterlosen Söhne hängt zusammen, säuft zusammen, kotzt zusammen, trainiert zusammen, reist durch die Welt, zeugt hier oder da mal ein Kind und hat keine Ahnung von der eigenen Vaterschaft. Der Mann von heute fetischisiert seinen Körper. Fit for fun, for sex, for etc. «Erschaffe dich neu. Erschaffe dich selbst.» Das sind Werbeslogans von Körperstudios. Die Trendforschung spricht vom sogenannten Panik-Single zwischen 35 und 40 Jahren. Gemeint sind damit ausschliesslich Frauen. Männer glauben heute, es genüge völlig, wenn sie mit 50 oder 60 Jahren Vater würden. Bis dahin sind sie zufrieden mit sich und ihrem Rennrad und ihrem Laptop und ihrem Pizzaservice.

14

Die deutsche Politik und die alte Hausfrauenehe

Der deutsche Staat hält noch immer an seiner Politik fest. Egal welche Parteien regieren. Diese Politik unterstützt die alte Hausfrauenehe, obwohl es sie kaum noch gibt. Diese Politik will arbeitslose Frauen dazu veranlassen, sich über Kinder- und Erziehungsgeld ihr Leben zu finanzieren, und obendrein bezahlt der Staat Milliarden für Väter, die einfach keinen Unterhalt zahlen. Das alles tut der deutsche Staat seit sechs Jahrzehnten lieber, als für Kindergärten und Ganztagschulen Geld auszugeben. In seinem Jahresbudget stellt der deutsche Staat über 60 Milliarden Euro für die Familienpolitik zur Verfügung. Das ist die höchste Summe weltweit. Aber wofür wird das Geld ausgegeben? Über

Olympe 23/06



Der Vater mit den Söhnen und die Mutter mit den Töchtern repräsentieren in symmetrischer Anordnung den Reichtum und die Stellung der Familie aus dem städtischen Bürgertum (Bartel Bruyn um 1540).

15

die Hälfte, 32 Milliarden Euro, für Kindergeld und Erziehungsgeld. Mit diesem Geld wird Frauen nahegelegt, ihre schlechtbezahlte Berufstätigkeit aufzugeben und zu Hause zu bleiben. Damit fallen diese Frauen dann auch aus der Arbeitslosenstatistik heraus. 22 Milliarden Euro fließen in das sogenannte Ehegatten-Splitting. Das ist die Prämie für den Trauschein. Egal ob das Ehepaar Kinder hat. Viele haben nicht einmal ein Kind, bekommen aber diesen hohen Steuernachlass als Ehepaar, wenn nur einer von ihnen Geld verdient. Das ist – wer wohl – meistens der Mann. Nur 8 von über 60 Milliarden investiert der deutsche Staat in Kinderbetreuung ausserhalb der Familie.

Der eingestürzte deutsche Rententurm ist Ausdruck einer politischen Unfähigkeit, denn dass es so kommen musste, ist seit wenigstens 30 Jahren zu sehen. Alle frauenpolitischen Forderungen nach sogenannten flankierenden Massnahmen – Kindergärten, Betriebskindergärten, Ganztagschulen – sind vollmundig begrüsst und dann sofort in den Wind geschlagen worden. Die Politik hat der Wirtschaft, dem Kapital, den Unternehmern nichts abverlangt. Im Grunde genommen bestätigt eine heute kinderlose berufstätige Frau genau das, was der Mann, auch der verheiratete Familienvater, in Deutschland der Frau seit Generationen vorlebt: die Unvereinbarkeit von Familie und Beruf in dieser Gesellschaft. Er kriegt es doch auch nicht hin, beim besten Willen nicht, das wollen wir ihm gern unterstellen.

16

Es gibt unter Männern heute in Deutschland, unabhängig vom Alter, eine aufgeschlosseneren Haltung gegenüber der Forderung, Frauen die Hälfte der Macht einzuräumen und die Hälfte im Haushalt aufzuräumen. Es gibt unter Männern eine aufgeschlosseneren Haltung gegenüber der Frage der gemeinsamen Kindererziehung. Aus dieser aufgeschlossenen Haltung von Männern ist das Bild der neuen jungen Väter entstanden. Die Praxis sieht anders aus. Nur 20 % der Männer erwägen tatsächlich, sich an der Erziehung zu beteiligen, was noch nicht bedeutet, dass sie es tun, schon gar nicht zu gleichen Teilen. Nicht einmal 5 % der Väter nehmen tatsächlich die bezahlte Elternzeit in Anspruch. Und dabei geht es bloss um die ersten ein, zwei Jahre.

Das Bangen um den Fortbestand der menschlichen Gemeinschaft

Die «Zeit»-Journalistin Susanne Gaschke stellt in ihrem Buch «Die Emanzipationsfalle» Fragen an Frauen im Alter zwischen 25 und 40 Jahren, also an Frauen, die möglicherweise Mutter werden könnten.

- Welche Auswirkungen für die Allgemeinheit habe es, wenn Frauen für ihre Karriere auf Kinder verzichten?
- Warum sei es Frauen nicht gelungen, Männer für das Projekt einer gleichberechtigten Haushaltsführung zu gewinnen?

- Wo schadeten sich Frauen langfristig selbst, wenn sie nur kurzfristig dem Zeitgeist hinterherhechelten?

Es sind Fragen in leicht bevormundendem Ton. Natürlich hat es Auswirkungen auf die Allgemeinheit, wenn Frauen keine Kinder bekommen. Aber sogar Karrierefrauen würden Kinder haben, wenn die Verhältnisse anders wären. Warum muss es Frauen gelingen, Männer für das Projekt einer gleichberechtigten Haushaltsführung zu gewinnen? Und ist der deutliche Wille von vielen Frauen, berufstätig zu sein, bloss ein «kurzfristiges Gehechel», dem Zeitgeist unterworfen? Wochen nach Erscheinen ihres Buches hatte Susanne Gaschke verstanden, worum es tatsächlich geht. «Wir sind es gewohnt, den Anti-Kinder-Trend vor allem als Nebeneffekt der höheren Bildungsbeteiligung von Frauen zu betrachten», räumte sie ein. «Wirklich frappierend aber», schrieb die «Zeit»-Redakteurin deutlich erschüttert, sei «die zunehmende Kinderlosigkeit der Männer, besonders der Akademiker.» (Die Zeit Nr. 51, 15. Dezember 2005, «Lasst die Männer nicht in Ruh»)

Die menschliche Gemeinschaft in Deutschland bangt um ihren Fortbestand. Menschliche Gemeinschaft ist ohne Zivilisation nicht denkbar. Die Frauenbewegung ist unverzichtbar Teil von Zivilisation. Ohne Feminismus hat sich Zivilisation nicht erfüllt. Feministische Weltanschauung, feministische Philosophie fordert den Mann heraus, sich seiner Verantwortung für den Erhalt der Menschheit zu stellen. Väterlichkeit. Darauf haben Mütter wie Kinder Anspruch. In Deutschland wird Väterlichkeit nicht in die Verantwortung genommen. Dazu ein aktuelles Beispiel. Während Wochen waren die Zeitungen voll von Artikeln über die Frau, die in Deutschland für achtfache Kindstötung zu 15 Jahren Gefängnis verurteilt worden war. Diese Frau, sie ist Mutter von vier Kindern, hatte unmittelbar nach der Geburt den Säugling beiseite gelegt und nicht versorgt, sondern sterben lassen. Das versteht man unter «Kindstötung». Als ich davon hörte, dachte ich mir, eine Frau mit acht unterschiedlichen Liebhabern. Nein! Ich las in der Zeitung, sie war verheiratet. Ihr Ehemann – er war zur DDR-Zeit Mitarbeiter der Stasi gewesen und hat sich inzwischen von ihr scheiden lassen – ist der Vater dieser acht Säuglinge. Das deutsche Gericht vernahm diesen Vater als Zeugen. Er sagte, er habe von allem nichts bemerkt. Weder, dass er seine Frau geschwängert hatte noch dass ihr in jeweils neun Monaten ein Bauch wuchs, noch bemerkte er etwas von den acht Geburten, und schon gar nichts wusste er von den acht Kindstötungen. Dem deutschen Gericht genügte diese Zeugenaussage des Vaters. Er konnte gehen. Er ist frei. Es wurde offenbar nicht einmal in Erwägung gezogen, diesen Vater neben die Mutter auf die Anklagebank zu setzen.

Die menschliche Zivilisation ist bedroht von zunehmender Gefühllosigkeit. Die Beziehung, das leibhaftige menschliche Gegenüber, wird im Leben vieler Menschen abgelöst vom Gerät. Wenn der eingestürzte Rententurm nicht wäre, hätte

17

man das Kind als etwas Fehlendes in Deutschland womöglich noch gar nicht vermisst. Das Gerät ist an die Stelle des Gesprächspartners und an die Stelle des Kindes gerückt worden. Die hochentwickelte digitale Welt suggeriert Beziehungsformen und Beziehungen, die keine sind. In ihnen erschöpft sich darum auf nachhaltige Weise die Beziehungsfähigkeit des einzelnen Menschen. Die menschliche Beziehung basiert auf dem Wissen um gegenseitige Abhängigkeit. Völlige Unabhängigkeit suggeriert die digitale Welt. In ihr wird viel Sexualität abgearbeitet. Alles könne man sich aus dem Internet herunterladen. Alles könne man im Internet finden. So ist der allgemeine Glaube, und das Erschreckende daran sind die zunehmende Genügsamkeit und die zunehmende Abstumpfung. 70 % der Eltern in Deutschland stellen ihren Kindern einen eigenen Fernseher ins Zimmer. Schulkinder in Deutschland haben an 135 Tagen im Jahr schulfrei. Dann sieht sich die Mehrheit der Jungen, nicht die Mehrheit der Mädchen, Filme an, die nicht für sie geeignet sind, und das geht bis spät in die Nacht. Mehr als die Hälfte der Jungen spielt regelmässig PC-Spiele, die als für Kinder und Jugendliche gefährdend indiziert sind. Hirnforscher sagen, diese Fixierung auf das Fernsehen und den Computer gefährde massiv die Schulleistungen der Jungen. Und vor allem die Beziehungsfähigkeit. Von 100 Kindern ohne Schulabschluss sind 62 Prozent Jungen. Vor etwa 20 Jahren war dieses Verhältnis genau umgekehrt. Da es Mädchen waren, fand das vor 20 Jahren niemand besorgniserregend. Etwa 60 % der Jungen bleiben sitzen, 40 % der Mädchen. Die in Deutschland übliche Kombination von Halbtagschule und Fernsehen im Kinderzimmer ist einfach fatal. Ideal wären Ganztagschulen.

18

Der Mann mit, der Mann ohne Kind

In Deutschland wird nachgedacht. Vor allem Frauen denken nach. Öffentlich. Sie lernen, sie studieren, sie übernehmen Verantwortung, sie lehren an Schulen und Universitäten, sie gründen Unternehmen, sie forschen, sie machen Politik, sie dirigieren, sie führen Regie. Und wenn sie mit einem Mann zusammenleben und Kinder haben, machen sie obendrein weiterhin alles das, was sie sowieso schon immer gemacht haben.

Was haben Frauen in Deutschland erreicht? Sehr viel. Was haben Männer in Deutschland erreicht? Sie sind beleidigt, depressiv, aggressiv, ziehen sich in Männer-WGs zurück, oder sie leben weiterhin mit ihrer Mutter, oder sie bleiben allein. Dass Männer einfach gehen können, aus jeder Beziehung, ob Ehe oder keine Ehe, dass sie Frau und Kind einfach verlassen können, hält Frauen davon ab, Kinder zu bekommen.

Die Frauenbewegung der 1970er und 1980er Jahre war damit beschäftigt, beweisen zu müssen, dass eine Frau ein ebenso vollwertiger Mensch ist wie der

Mann. Die Generation unserer Töchter erntet heute die Früchte der Frauenbewegung. Das freut mich. Und heute können Frauen in aller Gelassenheit sagen: Um eine Familie zu gründen und Kinder zu haben, braucht es Frau und Mann. Junge Frauen wollen zum Kind den dazugehörigen Vater, der mit ihnen gemeinsam die kommenden 20 Jahre gleichermaßen verantwortlich ist. Ich finde das begreiflich und sehr vernünftig. Der Mann im heiratsfähigen Alter fürchtet sich heute sehr viel weniger davor, der Alleinernährer zu sein, als davor, die Hälfte der Familienarbeit machen zu müssen. Ist das nicht einfach lächerlich? Doch im Leben von Männern hat sich erfreulicherweise auch etwas geändert. Noch vor 40 Jahren genierte und weigerte sich der Mann in Deutschland, einen Kinderwagen durch die Strassen zu schieben. Noch vor 20 Jahren sah sich ein sogenannter neuer Vater beifallheischend nach anerkennenden Blicken von Frauen um, wenn er sein Baby im Tuch vor seine flache Männerbrust gebunden trug und sich heimlich postschwanger fühlte. Heute gibt es sogar einige Männer, die bei ihrem Chef oder ihrer Chefin eine Auszeit beantragen, weil sie Vater geworden sind, weil sie sich abwechselnd mit der Mutter um ihr gemeinsames Baby kümmern möchten, das erste und vielleicht sogar noch das zweite Jahr. Es gibt Väter, die nach der Scheidung um ihre Rechte an ihrem Kind prozessieren, und es gibt geschiedene Väter, die ihr Kind behalten wollen. Gleichwohl gehört zur Lebensgeschichte von Vätern sehr selbstverständlich auch die Tatsache, dass sie Kinder zeugen, ohne sich für diese Kinder zu interessieren, ohne sich um ihr Heranwachsen zu kümmern, oder aber sie verlassen ihre Kinder nach der Scheidung und verschwinden. In keiner Männerzeitschrift werden Sie Überschriften finden wie diese:

«Glücklich ohne Kind?»

«Verdorrt, verschroben und den Schosshund als Ersatz?»

«Wie sag ich's meinem Chef?»

Oder:

«Manchmal fange ich an zu heulen.»

Die Frau mit, die Frau ohne Kind

Seit Menschengedenken gibt es die Frau mit Kind und die Frau ohne Kind. Darf eine Frau ohne Kind zufrieden sein? Darf eine Frau ohne Kind eine Putzfrau haben? Sind bei einer Frau ohne Kind die mütterlichen Gefühle unterentwickelt? Es gab schon immer Frauen, die kein Kind wollten, und es gab schon immer Frauen, die kein Kind bekommen konnten. Historisch steht die Frau ohne Kind in der Tradition von Hexen und alten Jungfern. Noch vor etwa 100 Jahren galt die Frau ohne Kind in der deutschen Gesellschaft als krank. Aber es gibt uns. Die Frau ohne Kind soll die Frau sein, die mit dem Kind nicht kann,

19

die das Kind ablehnt. Dabei ist etwa die Hälfte der kinderlosen Frauen und Männer beruflich im sozialen Bereich tätig. Dort arbeiten sie mit den Kindern anderer Leute, oft mit Kindern, die als schwererziehbar gelten. Schwererziehbar. Das Wort verhüllt, was wir alle wissen: Eltern können unfähig sein. Die Familie kann der gefährlichste Ort sein, an dem man lebt.

Feministinnen wurde und wird vorgeworfen, sie machten Frauen schlecht, die ausschliesslich Hausfrau und Mutter sind. Das stimmt nicht. Feministinnen haben lediglich benannt, dass eine Frau als Mutter und Hausfrau nichts gilt, dass sie gesellschaftspolitisch ohnmächtig ist. Frauen werden danach gefragt, ob sie Kinder haben, Männer nicht. Doch in biografischen Angaben heisst es, Sohn eines westfälischen Sparkassendirektors, und kein Wort über die Mutter. Sohn einer westfälischen Hausfrau? Das ist doch nichts. Neun Monate Schwangerschaft? Tag und Nacht 15 bis 20 Jahre Zuwendung und Arbeit für ein Kind? Das ist nicht erwähnenswert in biografischen Angaben. Dreieinhalb Minuten Zeugung, das ist es. Was sind Zuwendung, Versorgung und Verlässlichkeit gegen das Sperma eines Sparkassendirektors.

Von der Feminismus- zur Terrorismusfalle

20 Wir hatten die Kinderfalle. Frauen gehorchten und verschwanden hinter seiner Haustür. Heute schnappt diese Falle nicht mehr zu. Wir hatten und haben die Feminismusfalle. Frauen hetzen gegen Frauen, die selbstbestimmt leben wollen. Auch diese Falle ist glücklicherweise kaum noch wirksam. Was kommt als Nächstes? Die dritte Falle, mit der die Frau zur Raison gebracht werden soll, steht bereit. Die Terrorismusfalle. Der deutsche Journalist Frank Schirrmacher baut daran. Er sieht mit Schrecken grosse Mengen von «zirkulierendem Testosteron» voraus. In seinem Buch «Minimum» ist zu lesen: Die jungen Männer von morgen müssten ganz neu um Frauen kämpfen ... Je mehr heiratswillige Männer, die aus demografischen oder sozialen Gründen daran gehindert würden, zu heiraten, desto höher auch der Grad des zirkulierenden Testosterons sowie der Anteil asozialen, gewalttätigen und kriminellen Verhaltens, das diese Männer an den Tag legen würden. – Liegt es nur am Testosteron? Wenn das so gefährlich ist? Da liesse sich doch gewiss völlig problemlos etwas machen? Die Medizin ist heute so weit.

Männlich-terroristisches Verhalten kennen wir in allen Gesellschaften und Ländern. In unserem Jahrhundert zittert die Welt vor dem terroristischen Verhalten islamistischer Männerbünde. Diese jungen Männer sind aufgewachsen und leben in patriarchalen Gesellschaftssystemen, in denen Frauen und Mädchen reihenweise in Ehen hineingezwungen werden. Daran kann es also nicht liegen. In Deutschland wollen etwa 11 % aller Frauen kein Kind haben.

Aber rund 30 % der Frauen bleiben ohne Kind, obwohl sie Kinder möchten. Diese Frauen leben nicht allein. Denken Sie nicht, diese Frauen hätten keinen abgekriegt. Die Männer, mit denen diese Frauen zusammenleben, wollen kein Kind. Solche Männer finden das Leben ohne Kind bequemer.

Als Fazit meiner Ausführungen sei noch einmal das Resümee der Untersuchung der Robert-Bosch-Stiftung «Starke Familie» erinnert: «Der Rückgang der Geburtenrate ist in Ländern Europas dort am stärksten ausgeprägt, wo Frauen weitgehend emanzipiert sind, wo der Rest der Gesellschaft aber noch auf einem vergleichsweise traditionellen Entwicklungsstand verharrt. Gesellschaften, in denen die neue Rolle der Frau anerkannt und unterstützt wird, zeichnen sich hingegen durch relativ hohe Kinderzahlen aus.» Frauen in Deutschland und in der westlichen Welt ernten heute die Früchte der Frauenbewegung. Männer leiden unter Bedeutungsverlust. Will die Frau die Arbeitsteilung in der Familie, verzichtet der Mann lieber auf Kinder. Damit ist schon alles gesagt. Die Konstrukteure des Rententurms sind am Einsturz selbst schuld. Ich kann Ihnen nicht mehr sagen. Eine Frau kann viel. Aber den Mann kann sie nicht ändern. Das muss der Mann schon selbst wollen.

* Redaktionell leicht überarbeitete Version des Referats gehalten an der Tagung «Kinder? Oder keine?» in der Paulus-Akademie, Zürich, 10. Juni 2006.

Zur politischen Ökonomie der Differenz zwischen Frauen mit und Frauen ohne Kind. Ein Versuch.

Mascha Madörin

Die Theoretikerinnen der neuen Frauenbewegung haben in den 1970er Jahren die Frage, was für die Charakterisierung und Erklärung von Geschlechterverhältnissen entscheidend sei, nicht einheitlich beantwortet. Anke Wolf-Graaf unterschied in ihrem vor mehr als 20 Jahren erschienenen, von deutschsprachigen Feministinnen viel gelesenen Buch zu Frauenarbeit drei verschiedene theoretische Positionen der neuen Frauenbewegung:

- a) «Die existentialistisch-feministischen Positionen», die stark beeinflusst waren von Simone de Beauvoir: «Beauvoir ist die erste Autorin, die zwei Argumente miteinander verknüpft; die biologische Benachteiligung der Frau durch ihre Gebärfähigkeit sowie ihre historische Unmöglichkeit, sich als Subjekt, als wesentlich zu setzen, weil sie an entscheidenden ökonomischen und kulturellen Prozessen nicht teilhat.» (S. 9)
- b) In der «sozialistischen Emanzipationstheorie» läuft laut Wolf-Graaf die analytische Trennung zwischen kapitalistischer Ökonomie – mit ihren Widersprüchen zwischen den Kapitalisten und dem Proletariat – und unbezahlter Frauenarbeit auf eine konzeptionelle Hierarchisierung von ökonomischen Hauptaspekten und geschlechterpolitischen Nebenaspekten hinaus. Die unbezahlte Arbeit der Frau zu Hause – und damit das Kinder-Aufziehen – wird nicht als Teil der kapitalistischen Mehrwertproduktion angesehen (S. 9/10).
- c) Wolf-Graaf nennt als dritte Theorierichtung den «materialistischen Feminismus», der «für den grundlegenden Gedanken (steht), dass die (...) Art der Lebens-Produktion mit allen ihren Dimensionen und historischen Entwicklungen zentral das Verhältnis der Geschlechter zueinander bestimmt

und im Bewusstseinsprozess und der Bewusstseinsdifferenz von Frauen und Männern entscheidend wirksam wird.» (S. 10)

Allen obengenannten Ansätzen ist gemeinsam, dass die Geschlechterverhältnisse an der Kontrolle der Fruchtbarkeit respektive der Gebärfähigkeit der Frauen und an der Arbeit der Mütter festgemacht werden. Dies dürfte heute wohl einer der Gründe sein für die Distanzierung vieler Frauen ohne Kinder vom Feminismus der alten Schule und für die Entwicklung anderer Theorieansätze. Heute ist eine berufstätige Frau ohne Kind und mit oder ohne Mann – verglichen mit der Zeit vor 40 Jahren – nicht mehr eine exotische Erscheinung. Damals wurde eine unverheiratete Frau als Frau mit einem gravierenden Mangel an Kindern und Mann gesehen oder dann als Hure oder Blaustrumpf diffamiert. Die Begründung, dass die Geschlechterverhältnisse durch die Gebärfähigkeit und die unbezahlte Arbeit von Frauen geprägt sind, wird heute von vielen Theoretikerinnen als «biologistisch» angesehen.

Kinder-Aufziehen als wichtige ökonomische Frage

Ich führe diese Theorien-Liste auf, weil ich darauf beharren will, dass es grundlegende theoretische Fragestellungen gibt, mit denen die Analyse von Geschlechterverhältnissen, auch wenn wir «Geschlecht» nun «Gender» nennen, unvermeidlich verbunden ist. Die Liste ist auch deshalb wichtig, weil ich klarmachen will, was die Ausgangslage meiner Argumentation ist. Als feministische Ökonomin situiere ich mich in den Theorieansätzen c). Es ist auch der einzige Ansatz, bei dem die Ökonomie des Kinder-Aufziehens und der Sorge für pflege- und unterstützungsbedürftige Erwachsene immer noch thematisiert wird, allerdings anders als vor 20 Jahren (Madörin 2006). Hier sei darauf hingewiesen, dass die Frage der Gebärfähigkeit und der Sexualität und damit der Kontrolle über den weiblichen Körper, im Gegensatz zu Anke Wolf-Graafs Ansatz, in der heutigen Care-Ökonomie meistens ausgeklammert bleibt. Dieser Aspekt wurde aus der feministischen Ökonomie in eine eigenständige, vorwiegend juristisch, psychologisch und kulturell geprägte Gewaltdebatte ausgegliedert.

Der Ansatz der Care-Ökonomie ist heute besonders stark in internationalen Frauen- und Gendernetzwerken vertreten, welche in den Bereichen Entwicklungs-, Sozial- und Wirtschaftspolitik arbeiten. Mehr als 20 Jahre nach Erscheinen des Buches von Wolf-Graaf erschien zum 10-jährigen Bestehen der Fachzeitschrift «Feminist Economics» ein Artikel darüber, was feministische Ökonomie charakterisiert und worüber feministische ÖkonomInnen arbeiten. Es gibt, so stellt die Autorin Marilyn Power fest, gemeinsame Fragen und methodische Prinzipien, einen «impliziten Konsens» (Power 2004, S. 4) darüber, womit sich feministische Ökonominen beschäftigen. Dazu gehört laut Power der folgende Ausgangspunkt wirtschaftstheoretischer Analysen: «Caring and provisioning as starting points clearly succeed in furthering

the feminist project (...). To define economics as the study of social provisioning is to emphasize that at its root, economic activity involves the ways people organize themselves collectively to get a living» (A.a.O. S. 4–8). Diese Beschreibung ist fast identisch mit dem, was Wolf-Graaf mit der Fragestellung des «materialistischen Feminismus» beschreibt. Nur kann heute weit weniger von einer gemeinsamen Theorietradition gesprochen werden als früher. Was aber geblieben ist, sind gemeinsame Fragestellungen: Wie organisiert eine Gesellschaft die materiellen Bedingungen ihrer Wohlfahrt, ihr Überleben und ihre Fortpflanzung? Welche materiellen Bedingungen sind dabei wichtig? Klar ist, dass zum Überleben und zur Wohlfahrt von Gesellschaften wesentlich die Tatsache gehört, dass (immer noch eine Mehrheit von) Frauen Kinder gebären, diese Kinder aufgezogen werden müssen und dass diese Kinder später dafür zuständig sind, wiederum Kinder aufzuziehen und für pflegebedürftige Erwachsene zu sorgen. Unser Wohlbefinden hängt wesentlich von dieser Sorge um andere und von deren gesellschaftlicher Organisation ab. Im Zentrum feministischer Ökonomie steht die Ansicht, dass die Art und Weise, wie eine Gesellschaft diese Arbeit des Sorgens und Versorgens (Care-Arbeit) organisiert, bis heute die Geschlechterverhältnisse entscheidend prägt, u.a. auch die Art und Weise, wie wir unsere Identitäten als Frauen sehen, fühlen oder ablehnen.

24

Gender Troubles in der Ökonomie

Je nach Theorietradition sind die Fragestellungen und die methodischen Grundsätze anders, mit denen die Care-Ökonomie und die Frage vom Kinder-Aufziehen in den Wirtschaftstheorien thematisiert werden. Allen gemeinsam ist, dass die Argumentation ziemlich inkonsistent und verwirrend ist. So interessiert sich die neoklassische Wirtschaftstheorie¹ – heute der Mainstream-Ansatz – vor allem für die Optimierung individueller ökonomischer Entscheide. Alfred Marshall, ein früher und hervorragender Vertreter der neoklassischen Wirtschaftstheorie, hat sich Anfang des 20. Jahrhunderts etliche Gedanken über die Tätigkeit von Müttern gemacht – wie andere ÖkonomInnen damals auch. Für ihn war klar, dass das Aufwachsen von Kindern unter guten Bedingungen wesentlich für die Zukunft einer Gesellschaft und vor allem für die Verbesserung der Lage des Proletariats ist. Im Unterschied zu NeoklassikerInnen heute beurteilte er die Tätigkeit von Müttern als wichtigste aller Investitionen in das «Humankapital» der kommenden erwerbstätigen Generationen. Nur sah er als scharfsinniger Ökonom das Problem, dass Frauen mit ihrer Arbeit als Mütter nichts für ihr eigenes Humankapital tun und somit als Erwerbstätige profitieren können, wenn sie sich beispielsweise weiterbilden und Kleider für die nächste Stellenbewerbung kaufen. Von den Müttern profitieren in erster Linie die Kinder, die nächste Generation der Erwerbsarbeitenden. Marshall hat sich gefragt, wie Mütter dazu gebracht werden können, sich für die Volkswirtschaft und für die

Olympe 23/06



Der wohlhabende Emmentaler Bauer mit Ehefrau und Familie ist sich seiner ständischen Position im Berner Dorf und Tal bewusst (Joseph Reinhart 1796).

25

Verbesserung des Humankapitals einzusetzen. Gerade Letzteres wäre zur Beseitigung der Armut sehr wichtig. Marshall war der Ansicht, dass verheiratete Frauen nicht erwerbstätig sein sollten und verteidigte deshalb für Männer einen Minimallohn in der Höhe eines Ernährerlohns, der für eine Familie mit Kindern ausreicht. Für Frauen sah er hingegen niedrigere Minimallöhne und ein Nachtarbeitsverbot vor. Es mussten, um den ökonomischen Jargon zu gebrauchen, negative Anreize im Erwerbssektor geschaffen werden, um Frauen die Sorge um Kinder nahezu legen. Ähnlich funktioniert es heute noch, wenn junge Paare, die zuvor die Hausarbeit geteilt haben, eine traditionelle Arbeitsteilung einzuführen beginnen, sobald sie ein Baby haben. Da der Mann meistens mehr verdient, lohnt es sich für die Haushaltsökonomie und vor allem für den Mann, dass die Frau vorwiegend zu Hause bleibt. So funktioniert die unerbittliche ökonomische Logik, die sich hierzulande ziemlich flächendeckend durchgesetzt hat.

Aus der Sicht Marshalls reichten die negativen Anreize jedoch nicht, um das Ziel, die wichtige Arbeit der Mütter zu fördern, zu erreichen. Die negativen Anreize halfen zwar, Mütter von der Erwerbsarbeit abzuhalten. Aber dies bedeutete noch nicht notwendigerweise, dass sie damit zu guten Müttern wurden. Es brauchte dazu eine Tugend der Selbstlosigkeit. Das selbstlose Opfer der Mütter für die Kinder sah

26

Marshall als wesentlichen Faktor für die Verbesserung der Lage des Proletariats und für die Entwicklung der Wirtschaft an. Und es brauchte seiner Ansicht nach die Intervention des Staates, der die Eltern, insbesondere die Mütter, überwachen und zu guter Elternschaft anhalten sollte (Pujol 1992, S. 122 ff.). Das Kinder-Aufziehen wird heute noch in derselben Marshall-Logik diskutiert, nur mit andern Erkenntnisinteressen, nämlich unter der Fragestellung, wie Frauen Berufstätigkeit und die Anforderung, eine gute Mutter zu sein, miteinander vereinbaren können. Die Kinderfrage wird heute erneut als ökonomische Frage diskutiert, aber im Zusammenhang mit Generationenverträgen und der Finanzierung von Sozialversicherungen und nicht mehr im Zusammenhang mit Wirtschaftswachstum und Wohlfahrt des Proletariats. In der heutigen neoklassischen Debatte über die Verbesserung des Humankapitals kommen die Anstrengungen der Mütter nicht mehr vor. Sie werden stillschweigend vorausgesetzt. Die Ablehnung eines Punktes in Marshalls wirtschaftspolitischen Vorstellungen ist in jüngster Zeit bei der Mutter-/Elternfrage zum politischen Mainstream mutiert: Die Diskriminierung der Frauen in der Erwerbsarbeit ist gesetzlich verpönt, und mindestens sollen die Kosten der Kinderbetreuung nicht vollständig den Eltern aufgebürdet werden. So setzt sich beispielsweise die Freisinnig-Demokratische Partei der Schweiz FDP für die Möglichkeit ein, dass Eltern einen Steuerabzug geltend machen können, wenn beide Elternteile erwerbstätig sind und ihnen dadurch Kinderbetreuungskosten entstehen. Es wird also nicht die Notwendigkeit, Kinder aufzuziehen, als Teil einer Ökonomie

der Gesellschaft angesehen, sondern nur die Kosten, die für erwerbstätige Mütter entstehen, nicht für alle Mütter. In dieser Sichtweise bewegen sich heute fast alle öffentlichen Debatten über den Rückgang der Geburtenraten.

Wenn auch solche Kosten- und Vereinbarkeitsüberlegungen nicht abgelehnt werden, so thematisieren feministische Ökonominen das Kinder-Aufziehen und die damit verbundenen Geschlechterverhältnisse umfassender. Wie schon aus dem Zitat von Power ersichtlich, gehen feministische Ökonominen meistens von einer gesamtgesellschaftlichen Sicht aus, nämlich von der Frage, wie Gesellschaften die materiellen Bedingungen für ihre Wohlfahrt und das Überleben und damit die Sorge für andere organisieren. Dazu gehört wesentlich das Aufziehen von Kindern.

Mutterliebe statt Generationenvertrag

Wenn mein Sohn im Vorschulalter sehr zornig auf mich oder seinen Vater war und unser Verhalten ungerecht fand, stellte er sich vor uns hin und sagte: «Wenn du alt bist, werde ich nicht für dich fischen oder Süsskartoffeln pflanzen.» Wir lebten damals in Mosambik, und der kleine Junge hatte eine präzise Vorstellung von einem persönlichen Generationenvertrag: Wir sorgen jetzt für ihn und behandeln ihn anständig, und das Gleiche wird er für uns tun, wenn wir alt und von ihm abhängig sein werden. Zurückgekehrt in die Schweiz, veränderte sich seine Argumentation innerhalb weniger Monate drastisch. Mit seinen sieben Jahren argumentierte er mir gegenüber nun damit, dass ich eine Schweizer Mutter sei und dies etwas anderes sei als eine Mutter in Mosambik. Er fand: «Eine Schweizer Mutter ist zu Hause, wenn ihr Kind nach Hause kommt.»² Er wollte nicht mehr akzeptieren, dass ich wie in Mosambik erwerbstätig und nicht immer zu Hause war. Wir lebten in einer Wohngemeinschaft mit Kindern, er fühlte sich wohl mit den MitbewohnerInnen und war keineswegs allein gelassen, wenn ich nicht da war, wie auch in Mosambik nicht. Auch die Tatsache, dass sein Vater zeitweise nach ihm schaute, änderte nichts an seinem Protest. Es stellte sich heraus, dass er das Gefühl hatte, ich liebe ihn nicht, wie Schweizer Mütter ihre Kinder lieben.

Im vorliegenden Artikel diskutiere ich ökonomische Argumente zur Strukturierung der Mutter-Kind-Gefühle und des Verhältnisses zwischen Frauen mit und Frauen ohne Kinder. Die Ausgangsfrage lautet: Was bedeutet es, in der Schweiz Mutter zu sein? Worin besteht das ökonomische Vertragsverhältnis zwischen Kind und Mutter, den Müttern und der Gesellschaft in der Schweiz? Der entscheidende Punkt ist, dass es für Mütter nur ein Vertragsverhältnis mit dem finanziell mitverantwortlichen Vater des Kindes gibt, nicht aber mit dem Kind oder nur insofern, als es einen scheinbar leistungsfreien Beziehungsvertrag gibt, der auf Mutterliebe beruht.

Individuelle Vertragsverhältnisse über Zeit wie im Fall von Generationenverträgen innerhalb von Familien und Clans, bei denen es um Leistungen und spätere Gegen-

27

leistungen geht, sind in unserer Kultur sehr schwer in neuen Kategorien zu denken. Das liegt zum einen daran, dass Generationenverträge seit Jahrhunderten nicht zur kapitalistischen Tauschrechnung und – auch wenn wir im Privaten anders zu rechnen meinen – immer weniger zu unserer Mobilität passen. Im kapitalistischen Markt werden sowohl Zukunft als auch Vergangenheit auf die Gegenwart umgerechnet respektive mit einer Zinsrechnung «kapitalisiert» und abgerechnet. Auch der Individualismus, welcher in der neoklassischen Theorie beim wirtschaftlich handelnden Subjekt vorausgesetzt wird, geht von dieser absoluten Gegenwartsvorstellung aus. Verträge (und damit Beziehungen) können jederzeit mit der Rückzahlung kapitalisierter Schulden aufgelöst werden. Diese Rechnung beinhaltet, dass die individuellen Generationenverträge in Frage gestellt sind, weil die gegenseitige Abrechnung ohne Zinseszins, wie es meinem Sohn noch im Vorschulalter vorschwebte, immer weniger funktioniert. Möglich ist es nur durch kollektive Lösungen, wie bei uns mit der AHV, bei der das sogenannte Umlageverfahren gilt. Die in der Gegenwart von der jüngeren Generation bezahlten AHV-Beiträge finanzieren die in der Gegenwart für die ältere Generation anfallenden AHV- und IV-Renten und Ergänzungsleistungen. In der Pensionskassenabrechnung wird die Zukunft moderner abgerechnet, da werden Erträge aus dem aus Pensionsbeiträgen akkumulierten Kapital bezahlt. Diese Rechnung schürt die Illusion der unabhängigen Eigenvorsorge. Genau besehen beziehen jedoch Pensionierte heute Pensionen, deren ökonomische Grundlagen heute erarbeitet werden. Aber egal, wie reziproke Verträge über Jahrzehnte verrechnet werden, der kollektive Altersvorsorgevertrag, insbesondere der Pensionskassen, ist bei uns im Wesentlichen ein Generationenvertrag, der auf bezahlter Arbeit beruht. Die unbezahlte Arbeit, die mit dem Aufziehen von Kindern verbunden ist, ist nicht Teil des Vertrags.³ Der entscheidende Punkt ist, dass in der Schweiz bei den Renten aus Pensionskassen weder für das Kinder-Aufziehen bezahlt wird noch, wie beispielsweise in skandinavischen Ländern, wesentliche Leistungen des Kinder-Aufziehens durch öffentliche Einrichtungen erbracht und durch Steuern von allen, die ja auch einmal aufgezogen wurden, finanziert werden. Mit Steuern werden in skandinavischen Ländern auch wesentlich die Alterspflege und die Krankenversicherungen finanziert. Fast alle Menschen werden ja auch einmal krank und/oder alt. Das heisst, es besteht ein weitgehend symmetrischer, kollektiv abgerechneter Generationenvertrag, im Unterschied zur Schweiz.

Das Muttersein wird in Gesellschaften wie in der Schweiz nicht nur als eine jenseits von wirtschaftlichen Gesellschaftsverträgen stehende Beziehung inszeniert, es ist auch institutionell so abgesichert. Der Wunsch von Frauen, Mutter zu werden, die Mutterliebe, wird zum Inbegriff des Mutter-Kind-Verhältnisses, auch wenn die Mutter Windeln einkauft und das Kind freundlich empfängt, wenn es nach Hause kommt, wenn sie also ziemlich banal arbeitet und personennahe Dienstleistungen

erbringt. Für Kinder hat hierzulande das Aufwachsen nichts mehr mit einem wirtschaftlichen Generationenvertrag zu tun, weil kein ökonomischer Zusammenhang zwischen ihrem Aufwachsen und ihrer späteren Zuständigkeit für andere besteht, es sei denn, die Eltern werden abhängig von Sozialleistungen und die Fürsorge greift auf die Finanzen der Söhne und Töchter zurück. Die Tatsache, dass viele Männer und Frauen Alte als wirtschaftliche Last empfinden, hat wohl weniger mit dem Abhandenkommen von Solidarität in zwischenmenschlichen Beziehungen zu tun als vielmehr mit einer ökonomisch verzerrten, mütterfeindlichen Abrechnung zwischen den Generationen.

Das Denken in wirtschaftlichen Generationenverträgen beginnt in der Schweiz erst ab Erwerbstätigkeit. Trotzdem fallen die unbezahlten Tätigkeiten zur Unterstützung pflegebedürftiger erwachsener FreundInnen und Verwandter immer noch ins Gewicht. Das Volumen für die unbezahlte Betreuung von Erwachsenen im Haushalt und für unbezahlte Dienstleistungen für andere Haushalte entsprach im Jahr 2000 fast einem Viertel des Arbeitsvolumens im gesamten Gesundheits- und Sozialwesen der Schweiz (Schön-Bühlmann 2005, S. 280). Das Gesundheits- und Sozialwesen ist in der Schweiz der Erwerbsektor mit der höchsten Zahl an Arbeitsstellen. Dazu kommt alle bezahlte und unbezahlte Arbeit, die mit dem Aufziehen und Ausbilden von Kindern zusammenhängt. Alles in allem macht der Wert der unbezahlten Arbeit der Frauen das Doppelte der Sozialausgaben und 50 % mehr als die Staatsausgaben der Schweiz aus.

Die unbezahlten Arbeiten zur Betreuung von Kindern und pflegebedürftigen Erwachsener war früher durch patriarchale Familienverhältnisse und Generationenverträge garantiert, die immer brüchiger und widersprüchlicher werden. Es gibt hierzulande allerdings einen Faktor, der den herkömmlichen Generationenvertrag zwischen Frauen, mindestens zwischen Müttern weiterhin sichert: die «Krippe Grossi» (Madörin/Pfeifer 2003, S. 145). Die Mutter/Schwiegermutter übernimmt einen Teil der Betreuung der Kinder der meist Teilzeit erwerbstätigen Töchter/Schwieger-töchter. Dass diese sich später eher zur Unterstützung ihrer Mütter/Schwiegermütter verpflichtet fühlen als Frauen ohne Kinder, welche diese Dienstleistungen nie in Anspruch genommen haben, spricht für sich selbst. Die neoliberalen ÖkonomenInnen möchten solche verwandtschaftsinternen Vertragsverhältnisse verstärken und die kollektiven finanziellen Generationenverträge abbauen.

Ich frage mich, ob diese Regulierungen der Generationenverträge hierzulande nicht unter anderem ein Faktor für die heutige Tendenz zur Abgrenzung zwischen Frauen mit und Frauen ohne Kinder sind. Welche emanzipierte Frau will schon von Gesellschaftlichkeit ausgeschlossen und zu vertragsloser Tätigkeit und welche zu einer Solidarität gezwungen werden, die nur für sie als Frau gilt, nicht aber für Männer? Und welche Mutter hat nicht die Nase voll von der gesellschaftspolitischen Ambi-

valenz ihrer Situation und ist wütend auf Frauen ohne Kinder, die es diesbezüglich leichter haben (können)? Muttersein wird nicht nur als ein von der Gesellschaft abgeschotteter Sonderzustand empfunden, sondern auch genau als solcher strukturell abgesichert, öffentlich inszeniert und mystifiziert. Der Schluss liegt nahe, dass ich mich als Frau ohne Kind in einem ganz anderen Zustand zu befinden glaube oder zu fühlen meine als eine Frau mit Kind – und umgekehrt.

Feministischer Forschungs- und Politikbedarf

Das Thematisieren des Kinderhabens ist unmöglich ohne die Thematisierung der ökonomischen Bedeutung der unbezahlten Arbeit und der Generationenverträge, das heisst, der gesellschaftlichen Regelungen, wie Abhängigkeit von anderen und Zuständigkeit für andere organisiert werden. Wir Menschen werden nicht nur als sehr Abhängige geboren, sind lebenslang physisch und psychisch abhängig von bestimmten Lebensbedingungen (Grundbedürfnissen), die produziert und reproduziert werden müssen, wir sind auch zeitweise als Erwachsene arbeitsunfähig, pflegebedürftig, abhängig von andern, zu schwach, um für uns selbst zu sorgen. Die Wirtschaftstheorien – auch die linken – haben sich immer schwergetan mit diesen Tatsachen menschlichen Lebens. Es sind diese Bedingungen unseres Lebens, die uns in Verbindung mit dem Thema Geschlechterverhältnisse heutzutage schrecklich biologistisch vorkommen, weit unter dem Niveau einer gesellschaftspolitischen Debatte, die umso öffentlichkeits- und politikwirksamer von Konservativen geführt wird.

Die Generationenverträge, die Organisation der Sorge für Abhängige, sind in verschiedenen kapitalistischen Ländern unterschiedlich organisiert. Es wäre interessant, die Debatten über den Unterschied zwischen Frauen mit Kindern und Frauen ohne Kinder im deutschsprachigen Raum mit Debatten in skandinavischen Ländern zu vergleichen. Ausgehend von meinen Thesen vermute ich, dass ein Kind und damit auch ein Mädchen, das in einer skandinavischen Gesellschaft aufwächst, in der Erwerbstätigkeit von Müttern selbstverständlich ist und in der die grosse Mehrheit von Kleinkindern in Kinderkrippen betreut wird, anders über Mutterliebe, über Frauen mit Kindern, anders über Alters- und Pflegeversicherungen und generell über den Sozialstaat denken und fühlen lernt. Dies im Unterschied zu Kindern, die im Vorschulalter vorwiegend zu Hause bemuttert werden und erst mit den Leistungsanforderungen der Schule wirklich in die Sphäre der Gesellschaft eintreten. Dass für sie gesorgt wird, wird als privat, als persönliches Beziehungsverhältnis zur Mutter, und nicht als gesellschaftlich erfahren. Und es wird nicht – wie in traditionellen Gesellschaften – als Angelegenheit der ganzen Familie oder Verwandtschaft aufgefasst. Der Generationenvertrag ist – ökonomisch gesprochen – für Mütter in skandinavischen Ländern nicht so sehr anders

als für Frauen ohne Kinder respektive für Männer mit Kindern oder ohne. Im Unterschied zur Schweiz. Es wäre interessant, möglicherweise daraus resultierende Unterschiede im Feminismusverständnis zu untersuchen.

Etwas haben Frauen auch hierzulande immer noch gemeinsam: Sie sind Töchter von Frauen, was, psychologisch gesehen, vermutlich nicht dasselbe ist, wie Söhne von Frauen zu sein. Es gibt TheoretikerInnen, die darin einen wesentlichen Aspekt der Geschlechterdifferenz sehen. Das ist hier aber nicht Gegenstand der Diskussion.

Care – eine zentrale Kategorie der feministischen Ökonomie

Wenn in der feministischen Ökonomie nicht mehr die Kontrolle der Gebärfähigkeit der Frauen im Zentrum des Ansatzes zur Erklärung der Geschlechterverhältnisse steht und sie trotzdem die Frage, für wie wichtig eine Gesellschaft die «Produktion des Lebens» und damit das Aufziehen von Kindern und generell die Sorge für andere erachtet, für die Erklärung asymmetrischer Geschlechterverhältnisse heranzieht, dann muss sie dies entsprechend begründen. Folgende fünf Aspekte sind wichtig:

- a) Tausch-/Vertragsverhältnisse und damit ökonomische Bestrafungs- und Belohnungsmechanismen: Zu dieser Analyse gehört wie oben beschrieben diejenige der Generationenverträge dazu.
- b) Die ökonomische Bedeutung des Kinder-Aufziehens und der Sorge für abhängige Erwachsene in einer Gesellschaft (Grössenordnungen in Form von Zeit und Geldwert; Bedeutung für die Wohlfahrt einer Gesellschaft).
- c) Die (geschlechtsspezifische) Teilung in bezahlte und unbezahlte Arbeit und die damit verbundene Umverteilung der Einkommen zugunsten der Männer.
- d) Die Unterschiede zwischen den Arbeitsprozessen respektive der ökonomischen Logik der Güterproduktion und personenbezogenen, meist arbeitsintensiven Dienstleistungen, seien sie nun bezahlt oder nicht. Dieser Unterschied wurde früher mit der Diskussion über das «weibliche Arbeitsvermögen», heute in der Analyse «Care-Arbeit» oder «Care-Tätigkeiten» abgehandelt (Jochimsen 2003; Madörin 2006).
- e) Die ökonomische Dynamik in einem kapitalistischen System, die dazu führt, dass die Care-Ökonomie immer mehr in eine Krise gerät und zu einer wirtschaftspolitischen Frage wird (z.B. Gesundheitsökonomie, Geburtenrückgang, Altersvorsorge).⁴

Hier sei kurz auf zwei Punkte hingewiesen: die Asymmetrie der Arbeitsbelastung, die damit verbundene Einkommensfrage und die finanzielle Abhängigkeit von Müttern von Männern (oder vom Staat). Aus Platzgründen kann auf die doppelte Klassenfrage, die durch die Erwerbstätigkeit der Frauen entsteht, nicht eingegangen werden. Hier geht es darum, dass im Bereich haushaltsnaher Dienstleistungen

immer mehr Arbeitsplätze mit sehr niedrigen Löhnen entstehen und gleichzeitig Working Poor – vorwiegend Frauen, oft Migrantinnen – sich haushaltsnahe Dienstleistungen nicht leisten können, es sei denn, der Staat bietet sie an oder subventioniert sie.

Grössenordnungen und Arbeitsteilung

Die volkswirtschaftlichen Grössenordnungen der unbezahlten Care-Tätigkeiten sind frappant, das zeigen die neueren Berechnungen eines erweiterten Bruttoinlandsprodukts, in welchem die unbezahlte Arbeit in Haushalten (Haushaltsarbeit und Betreuungs-/Pflegearbeit im Haushalt), im Ehrenamt und in informellen Netzen (Nachbarschaftshilfe) einbezogen ist (Schiess/Schön-Bühlmann 2004). Das Mahlzeitenzubereiten, das Abwaschen und das Tischdecken in Haushalten ist, was das Arbeitsvolumen anbelangt, der grösste Wirtschaftssektor in der Schweiz überhaupt. Allein das Begleiten von Kindern beansprucht, wie eine Basler Studie zur geschlechterspezifischen Budgetanalyse zeigt, halb so viel Stunden, wie von BaslerInnen im Gastgewerbe gearbeitet wird (Madörin/Pfeifer 2003). Es handelt sich also alles in allem um sehr viel. Und daher ist die unbezahlte Care-Ökonomie und ihre Artikulation mit der bezahlten eine zentrale Frage der Geschlechterverhältnisse, weil die Arbeiten nach wie vor sehr unterschiedlich verteilt sind. Die Auswertungen der SAKE-Ergebnisse⁵ für Basel-Stadt zeigen folgendes Bild:

32

a) Pro Kopf gerechnet, arbeiteten die Frauen (ab 15 Jahren) von Basel-Stadt im Jahr 2000 bezahlt und unbezahlt mindestens 160 Stunden mehr als Männer (ab 15 Jahren). Dies entspricht immerhin der Arbeitszeit von fast vier Wochen Erwerbsarbeit.

b) Hätten die erwerbstätigen Frauen des Kantons Basel-Stadt im Jahr 2000 pro Erwerbstunde gleich viel verdient wie die Männer, so wären ihre Bruttoerwerbseinkommen inklusive Pensionskassenbeiträge um knapp 740 Millionen Franken höher gewesen, als sie es effektiv waren. Dies entspricht etwa der Grössenordnung des Betrags, den Kapitalgesellschaften des Kantons Basel-Stadt an Ertragssteuern an Kanton und Bund abliefern.

c) Würden Frauen des Kantons Basel-Stadt für die unbezahlte Arbeit, welche sie *mehr* leisten als die Männer, zu einem Marktpreis bezahlt, so würden sie rund 1500 Millionen Franken jährlich zusätzlich verdienen. Dies entspricht mehr als dem, was die Haushalte dem Kanton an Einkommens- und Vermögenssteuern bezahlen (Madörin/Pfeifer 2003).

Dies ist der Durchschnitt für alle Frauen. Er zeigt, wie asymmetrisch die Arbeits- und Einkommenssituation für Männer und Frauen nach wie vor ist. Allerdings zeigen detaillierte Auswertungen, dass Frauen ohne Kinder bedeutend weniger unbezahlte Haus- und Betreuungsarbeit leisten als Frauen mit Kindern (Madörin/Pfeifer

Olympe 23/06



Die schwangere Friederike Henriette Klein mit der kleinen Lotte auf dem Arm im Zimmer des Gelehrten und Arztes Christian Klein, der sich nur kurz vom Schreiben ablenken lässt, um sich liebevoll der Ehefrau und Tochter zuzuwenden (Johann Baptist Seele, 1809).

33

2003; Schön-Bühlmann 2006). Die Asymmetrie besteht im Wesentlichen zwischen Frauen mit Kindern und allen anderen Erwachsenen. Dazu kommt, dass, wie Ökonomen vermuten, die Kombination von Teilzeiterwerbsarbeit mit Mutterschaft möglicherweise die Option ist, die mit der grössten Zeitbelastung und Benachteiligung der Mütter verbunden ist: mit den Nachteilen der Hauptzuständigkeit für die Kinder, kombiniert mit den Nachteilen auf dem Arbeitsmarkt und den Nachteilen einer faktischen finanziellen Abhängigkeit vom Partner (Sullivan 2006, S. 63). Es ist das Modell, das in der Schweiz am häufigsten gewählt wird – in Ermangelung von Alternativen. Die Belastung von Müttern mit unbezahlter Arbeit variiert – möglicherweise im Unterschied zu andern Ländern – in der Schweiz wenig mit dem Grad ihrer Erwerbstätigkeit (Schön-Bühlmann 2006, S.20), was für die Wahl der Teilzeiterwerbsarbeit spricht: Es ist in der aktuellen Situation die am wenigsten unerträgliche Variante.

Meine These lautet also, dass die Konstruktion der Generationenverträge und generell die Organisation der Care-Ökonomie in der Schweiz zu einer wesentlichen Differenz zwischen Frauen mit Kindern und solchen ohne Kinder führt. Dies dürfte ein wesentlicher Grund für das politische Schweigen von Feministinnen zu diesen brisanten gesellschaftlichen Verwerfungen sein.

- 1 Die «neoklassische» Wirtschaftstheorie hat sich aus der klassischen Wirtschaftstheorie entwickelt, stellt aber andere Fragen. Es geht nicht mehr um den «Reichtum der Nationen», wie es der Urpatriarch der Ökonomen, Adam Smith, noch formulierte, es geht im Wesentlichen darum, wie knappe Ressourcen vernünftig eingesetzt werden können, was nach ihrer Ansicht am ehesten durch Marktmechanismen gewährleistet werden kann. Die «neoliberale» Wirtschaftstheorie stellt eine besonders barbarische Weiterentwicklung der neoklassischen Theorie dar, ist aber nicht identisch mit ihr. Die Mainstream-Ökonomie beruht heute auf neoklassischen Grundannahmen. Heute gibt es Netzwerke für «heterodoxe Ökonomie», in denen kritische NeoklassikerInnen, KeynesianerInnen, institutionelle ÖkonomInnen und (eher selten) MarxistInnen, feministische Ökonominnen und VertreterInnen anderer Denkschulen versuchen, gemeinsam eine Debatte zu wichtigen ökonomietheoretischen Fragen zu führen. Siehe z.B. das Post-autistic-economics-network www.paecon.net.
- 2 Das war Anfangs der 1980er Jahre. Ist es heute anders?
- 3 Seit der 10. AHV-Revision wird für die AHV-Rente ein fiktives AHV-pflichtiges Einkommen angerechnet, solange Kinder unter 15 Jahren oder voll pflegebedürftige Erwachsene im gleichen Haushalt leben. Dieses fiktive Einkommen liegt unter dem von den Gewerkschaften geforderten Minimaleinkommen.
- 4 Einen Überblick dazu siehe im Artikel von Mascha Madörin, 2006.
- 5 SAKE: Schweizerische Arbeitskräfteerhebung des Bundesamtes für Statistik.

Literatur

- Maren A. Jochimsen, *Careful Economics, Integrating Caring Activities and Economic Science*, Boston/Dordrecht/London 2003.
- Mascha Madörin, Plädoyer für eine eigenständige Theorie der Care-Ökonomie, in: T. Niechoj, M. Tullney (Hg.), *Geschlechterverhältnisse in der Ökonomie*, Marburg 2006, S. 277–297.
- Mascha Madörin, Andrea Pfeifer, Ausgaben des Kantons Basel-Stadt und unbezahlte Arbeit, in: Gleichstellungsbüro, Statistisches Amt und Frauenrat des Kantons Basel-Stadt (Hg.), *Der kleine Unterschied in den Staatsfinanzen, Geschlechterdifferenzierte Rechnungsanalysen im Kanton Basel-Stadt*, Basel 2003, S. 109–150.
- Marilyn Power, *Social Provisioning as a Starting Point for Feminist Economics*, in: *Feminist Economics* (10)3, Nov. 2004, S. 3–19.
- Michèle A. Pujol, *Feminism and Anti-Feminism in Early Economic Thought*, Aldershot/Brookfield 1992.
- Jacqueline Schön-Bühlmann, *Unbezahlte Pflegeleistungen von Privatpersonen und –haushalten*, in: *Soziale Sicherheit CHSS 5/2005*, S. 274–280.
- Jacqueline Schön-Bühlmann, *Arbeitsplatz Haushalt: Zeitaufwand für Haus- und Familienarbeit und deren monetäre Bewertung*, BFS Aktuell, Bundesamt für Statistik, Neuchâtel, Juni 2006.
- Ueli Schiess, Jacqueline Schön-Bühlmann, *Satellitenkonto Haushaltsproduktion, Pilotversuch für die Schweiz*, Bundesamt für Statistik, Neuchâtel 2004.
- Oriel Sullivan, *Changing Gender Relations, changing Families, Tracing the Pace of Change over Time*, Lanham/Oxford 2006.
- Anke Wolf-Graaf, *Frauenarbeit im Abseits, Frauenbewegung und weibliches Arbeitsvermögen*, München 1981.

Zementierte Arbeitsteilung

Zur Debatte über die Vereinbarkeit von Beruf und Familie

Michèle Spieler

36 Die Vereinbarkeit von Beruf und Familie ist seit einiger Zeit ein sehr beliebtes Thema. Zeitungen und Zeitschriften bringen immer wieder Artikel über Frauen, die nach Interpretation des Mediums oder der Betroffenen selber, auf das eine oder das andere verzichtet haben. GewerkschafterInnen, linke und liberale PolitikerInnen sowie ArbeitgeberInnen fordern scheinbar einhellig Massnahmen zur Verbesserung der Vereinbarkeit. Hat hier tatsächlich ein altes feministisches Postulat – dass nämlich in der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung eine, wenn nicht gar die wichtigste, Ursache für die Diskriminierung von Frauen darstellt – Anerkennung gefunden? Oder wird hier genau diese geschlechtsspezifische Arbeitsteilung zementiert? Bei genauerem Hinschauen unterscheidet sich die heutige Debatte über die Vereinbarkeit von Beruf und Familie wesentlich von jener, aus der nach 1968 in Deutschland die «Kinderladen-Bewegung» hervorgegangen ist. Natürlich ging es auch damals insbesondere in der StudentInnenbewegung darum, dass Frauen Kinder betreuten und Flugblätter tippten, während Männer grosse Reden schwangen. Und natürlich betraf die Debatte auch damals vorwiegend Angehörige der Mittelschicht. Doch Kinderläden als Konzept beinhalteten weit mehr als die Befreiung der Frauen von Betreuungsarbeit. Es ging auch um das Erproben solidarischer Formen der Kinderbetreuung und um die Umsetzung und Entwicklung neuer Erziehungsinhalte und somit um eine explizite Gesellschaftskritik. Heute wird nur noch in Fachkreisen über pädagogische Konzepte und Betreuungsqualität diskutiert. Es scheint, als habe spätestens das Untersuchungsergebnis, dass Krippen volkswirtschaftlich mehr Ertrag als Aufwand bedeuten, viele KritikerInnen zum Verstummen gebracht. Natürlich gibt es immer wieder Opposition gegen konkrete Krippen- oder Hortprojekte, vor allem, wenn der Staat sich finanziell

beteiligen soll. Und auch jene gibt es noch, die Kinder prinzipiell von ihren Müttern betreut sehen wollen. Doch der Widerstand ist geringer geworden, gewichtiger hingegen das rhetorische Engagement der BefürworterInnen. Von überall her wird nun bestätigt: die mangelnde Vereinbarkeit von Beruf und Familie ist ein wichtiges und unbedingt zu lösendes Problem.

Woher dieser Umschwung? Hat sich etwas Grundsätzliches geändert in der gesellschaftlichen Rollenzuweisung oder in der Bewertung von Betreuungsarbeit? Hinweise auf eine Antwort darauf lassen sich finden, wenn wir einige Gründe analysieren, weshalb und wie verschiedene AkteurInnen das Vereinbarkeitsproblem gelöst haben wollen.

Da ist zum einen die ArbeitgeberInnenseite. Ihre Argumentation geht wie folgt: Auf dem Arbeitsmarkt fehlen immer mehr gut ausgebildete Arbeitskräfte. Viele Frauen mit Kindern verfügen über das nötige Bildungsniveau, sind aber nicht in den Arbeitsmarkt integriert, weil sie mangels Vereinbarkeit nicht erwerbstätig sind. Durch Kinderkrippen können Frauen von ihrer Betreuungsarbeit entlastet werden und sind so für den Arbeitsmarkt verfügbar.

Eine weitere Argumentationslinie betrifft die sinkende Geburtenrate. Frauen kriegen im Schnitt immer weniger Kinder und diese Entwicklung führt zu einer «Überalterung» der Gesellschaft. Diese wiederum belastet die Sozialwerke. Frauen müssen daher zur Rettung des Sozialstaates wieder mehr Kinder gebären. Und das würden sie nach dieser Argumentation, wenn die Vereinbarkeit von Beruf und Familie besser wäre.

Zwar eher anekdotisch, aber nicht unwesentlich ist der Beitrag der potentiellen Grossväter in Entscheidungspositionen. Nicht wenige Männer der Führungsetagen privater und öffentlicher Institutionen haben Töchter. Und offenbar sind einige dieser Frauen nicht bereit, für Kinder auf eine Karriere zu verzichten. Diese Tatsache hat bei einigen Managern und Direktoren zu einem Umdenken geführt. Um sich die Aussichten auf Grossvaterschaft nicht selber zu vermässeln, so wird gemunkelt, engagierten sich nun für eine bessere Vereinbarkeit.

Allen drei Argumentationslinien ist etwas gemein: Sie propagieren die Lösung des Vereinbarkeitsproblems durch mehr familienergänzende Kinderbetreuung, insbesondere durch mehr Krippen. Die für eine bessere Vereinbarkeit notwendige Anpassungsleistung wird somit einseitig von den Frauen – und im weiteren Sinne von den Kindern – verlangt. Arbeitgebende und Männer sind weitgehend aus der Verantwortung entlassen. Der Ruf nach vermehrter Übernahme von Betreuungsarbeit durch Väter ist nicht mehr hörbar. Iris von Rotens Prophezeiung, Männer würden bei selbstverständlicher Berufusarbeit beider PartnerInnen die Hälfte der Haus- und Betreuungsarbeit übernehmen, scheint sich nicht zu bewahrheiten. Und in den Krippen sind es wiederum vorwiegend Frauen, die die Kinder betreuen.

37

Immer seltener ist davon die Rede, dass zur Verbesserung der Vereinbarkeit auch andere Massnahmen denkbar und teilweise gar notwendig sind. Dazu gehören auf ArbeitgeberInnenseite z.B. für Arbeitnehmende flexibel gestaltbare Arbeitszeiten, Möglichkeiten von Heimarbeit, Karrieremöglichkeiten bei Teilzeitpensen, existenzsichernde Löhne, Anhebung der Löhne in «Frauenberufen». Die Lösung des Vereinbarkeitsproblems über Krippen hat aber für die Arbeitgebenden einen konjunkturbezogenen Vorteil: Sollte das Angebot an gut ausgebildeten Arbeitskräften die Nachfrage derzeit wieder übersteigen, können die Krippenplätze wieder gestrichen werden und die Frauen die Betreuungsarbeit wieder selber übernehmen. Frauen sind einmal mehr die flexible Manövriermasse. Auch die von von Roten erhoffte starke Verkürzung der generellen Arbeitszeit hat sich nicht eingestellt.

Mit der Auslagerung von Betreuungsarbeit aus der Familie wird diese keineswegs aufgewertet. Im Gegenteil hinterlässt die Vereinbarkeitsdebatte den Eindruck, es handle sich primär um eine Frage der Organisation. So können in einer Krippe mehr Kinder von weniger Erwachsenen betreut werden – sozusagen eine Art Rationalisierungseffekt. Damit sich dieser Effekt auch finanziell rechnet, darf die familierergänzende Betreuung nicht teuer sein. Deshalb kommen einkommensabhängige Tarife, Qualitätsvorschriften und Löhne des Krippenpersonals immer mehr unter Druck. Vor allem Gutverdienende beklagen sich über die hohen Preise, da bleibe unter dem Strich nicht mehr viel, und Plätze dürften für Frauen, die einen freien Tag möchten, nicht billiger sein als für Frauen, die erwerbstätig sind (vgl. TA vom 26.10.06). Diese Argumentation zeigt, in welche Richtung es gehen soll: Frauen und Männer sollen für den Arbeitsmarkt uneingeschränkt verfügbar sein, oder zumindest soll der Eindruck entstehen, dass sie es sind. Denn selbst wo Betreuungsplätze vorhanden sind, gibt es noch genug Schwierigkeiten zu bewältigen, bspw. wenn ein Kind krank ist oder die Krippe ferienhalber geschlossen hat oder das Kind älter wird und es keinen Hortplatz gibt.

Fast etwas quer dazu und eher im Hintergrund verläuft die Debatte zur Work-Life-Balance. Hier geht es um die Berücksichtigung anderer Lebenswelten als nur der beruflichen. Der Ansatz täuscht leicht darüber hinweg, dass es sich auch hier primär um den Versuch handelt, das Potential der Arbeitnehmenden optimal auszuschöpfen. Mitarbeitende, die sich im Gleichgewicht befinden, sind produktiver. Die Lösung ist aber auch hier nicht die Reduktion der Arbeitszeit, um anderen Bereichen ausserhalb des Berufs mehr Platz zu geben. Hier wird gecoacht, gemanagt, geplant. Durch Stress und Belastung aus dem Gleichgewicht geratene Arbeitnehmende sollen dieses mittels anderer Lebensbereiche wieder herstellen. Das Leben findet in dieser Terminologie ausserhalb der Arbeit statt, steht sozusagen zu ihr in Opposition. Doch die Bereiche des «Lebens» haben in diesem Diskurs keinen eigenständigen Wert, sondern dienen nur der Produktivitätsstei-

gerung im Arbeitsalltag. Die Hierarchie ist nach wie vor klar: zuerst der Beruf, dann das Leben.

Die Fokussierung auf die Vereinbarkeitsproblematik drängt andere wichtige Themen und Argumentationen in den Hintergrund. Frauen gelangen selten in Führungspositionen nicht nur und nicht hauptsächlich, weil sie Kinder betreuen. Der Sozialstaat ist nicht deshalb in der Krise, weil Frauen ihre Kinder nicht mehr betreuen wollen. Die Vereinbarkeitsdebatte gaukelt uns vor, dass mit nur genug Krippen und Horten vieles lösbar wäre: Der Arbeitsmarkt käme zu seinen Arbeitskräften, die Sozialversicherungen zu ihren zukünftigen Beitragszahlenden, die Führungskräfte zu ihren Grosskindern. Und falls es nicht klappt, sind die Schuldigen auch schon identifiziert: die Frauen.

Die Infragestellung «idealer» Mutterschaft durch Migration

Angela Stienen

40 Führt Migration zu einer Verschiebung der Geschlechterrollen? Neuere Migrationsstudien kritisieren, dass diese Frage in der schwerpunktmässig auf Männer zentrierten Migrationsforschung bis vor kurzem nicht gestellt wurde (Pessar 1999; Dannecker 2005). Weder unabhängig migrierende Frauen noch Frauen, die zum Zweck der Familiengründung oder Zusammenführung einem migrierten Mann folgen, hätten im Zentrum des Forschungsinteresses gestanden. Und dies, obschon in Schweizer Städten wie zum Beispiel Bern bereits Ende der 1950er Jahre mehr aus dem Ausland stammende Frauen als Männer arbeiteten (Truffer Widmer 2006). Erst seit von der «Feminisierung der Migration» im Zuge der globalen wirtschaftlichen Umstrukturierungen die Rede ist, werden weibliche Migrationskarrieren stärker in den Blick genommen und wird dabei auch die Frage gestellt, ob und inwiefern Frauenmigration die Transformation der Geschlechterordnung im Herkunftsland zur Folge hat. Untersuchungen zeigen, dass Frauen ihre Migrationserfahrungen weit positiver beurteilen als Männer (Stienen 2001, Zentgraf 2002, Dannecker 2005). Dies wird meist mit der Lohnarbeit und der dadurch bedingten grösseren persönlichen Unabhängigkeit der migrierten Frauen erklärt sowie mit der Verhandlungsmacht innerhalb der Familie, den ihr Beitrag zum Haushaltseinkommen mit sich bringt. Am Beispiel einer aus Bolivien stammenden Frau, die seit Jahren als sans papiers in der Schweiz lebt und arbeitet, soll exemplarisch nachgezeichnet werden, inwiefern Migration eine Verschiebung der Geschlechterrollen mit sich bringen kann.

Reformulierung der Geschlechterrollen

Mila* lernte ich im Frühjahr 1997 kennen. Sie sass mit ihrer 8-jährigen Tochter auf den Umzugskisten in der neuen Wohnung meiner Freundin und wartete.

Die aus Bolivien stammende Mila hatte beschlossen, nach Ablauf ihres 3-monatigen Touristenvisums zusammen mit Ehemann und Tochter ohne Bewilligung in der Schweiz zu bleiben. Das Angebot meiner alleinstehenden Freundin, ihr, dem Gatten und der Tochter in der neuen Wohnung bis auf weiteres kostenlos ein Zimmer zur Verfügung zu stellen, machte die Entscheidung, in der Schweiz zu bleiben, umsetzbar. Meine Freundin lebte viele Jahre lang im Ausland, sie hat einen Dokortitel, einen interessanten Job im öffentlichen Sektor und sieht sich selbst als weltoffene, unabhängige Frau. Sie mobilisierte ihren Bekanntenkreis, damit Mila zu Reinigungsjobs kam, organisierte, dass die Tochter die Schule und die Tagesschule besuchen konnte, nahm Mila mit an Politveranstaltungen, ins Alternativkino und in die Frauendisco und bearbeitete beharrlich Milas Ehegatten, damit er sich an den Hausarbeiten in der neuen Wohngemeinschaft beteiligte. Wenn sie Besuch hatte, übersetzte sie geflissentlich Fachgespräche und politische Debatten sowie Klatsch und Tratsch für die neuen MitbewohnerInnen. Sie hatte sich zum Ziel gesetzt, diese zu emanzipieren, besonders Mila, die sie aus der, wie sie es nannte, Lethargie, die sie gefangen halte, herausholen wollte.

2006 lebt die mittlerweile 40-jährige Mila immer noch als Sans-Papiers in der Schweiz, nun jedoch alleine. Sie arbeitet nach wie vor als Reinigerin in Privathaushalten, 25 bis 30 Stunden die Woche, und verdient im Monat rund 2700 Franken. Sie verfügt über eine Kranken- und Unfallversicherung und teilt mit drei Frauen aus Lateinamerika eine günstige Wohnung. In der bolivianischen Kleinstadt, aus der sie stammt, kaufte Mila, die seit Jahren monatlich bis zu 1000 Dollar auf ihr dortiges Konto überweist, vor vier Jahren in einer neuen Überbauung ein mittelgrosses Apartment. Sie bezahlte bar und stattete die Wohnung mit neuen Möbeln und begehrten Haushaltsgeräten wie Wasch- und Geschirrspülmaschine und Staubsauger aus. In die neue Wohnung zog Milas vor Jahren mit der Tochter nach Bolivien zurückgekehrter Ehegatte zusammen mit den drei gemeinsamen Kindern ein. Seit vier Jahren sei er vollumfänglich «Hausmann» sagt Mila, er wisse nun, was es heisst, Kinder aufzuziehen, zu kochen, zu putzen, sich um die Schularbeiten zu kümmern. Die jüngere Tochter nennt ihn liebevoll «mapa», mamá und papá. Mila überweist als Alleinverdienerin monatlich das für die Erhaltung des Lebensstandards der Familie nötige Geld.

2008 will Mila nach Bolivien zurückkehren, dann habe sie ihre Ziele erreicht: Ihr Ältester hat dann das Zahnmedizinstudium, das sie finanziert, beendet und bezieht hoffentlich ein eigenes Einkommen. Die ältere Tochter, die nach der Rückkehr nach Bolivien dort wie der Bruder eine ebenfalls von Mila bezahlte Eliteschule besucht, steht dann kurz vor dem Abitur. Für das Studium der Tochter habe Mila dann genügend Geld zur Seite gelegt. 2008 sei auch der Anbau an das Haus ihrer Eltern, den sie mitfinanziert, fertig und sie werde dort mit ihrer Familie einziehen können. Die

Existenz der Familie sei dann durch die Einnahmen aus der Vermietung des eigenen Apartments gesichert, denn dieses befindet sich in einer Zone der Kleinstadt, die gegenwärtig einen raschen Instandsetzungsprozess durchläuft. Ab 2008 will sich Mila stärker ihrer jüngeren Tochter widmen. Sie kam 2002 in der Wohnung meiner Freundin in der Schweiz zur Welt, mit der fachkundigen Hilfe zweier Hebammen aus dem Unterstützungsnetz für Sans-Papiers. Neun Monate nach der Geburt nahm Milas Ehemann, der seit seiner Rückkehr nach Bolivien mehrmals als Tourist in die Schweiz einreiste, auf Drängen Milas das Baby mit nach Bolivien. Nur so habe sie die selbstgesteckten finanziellen Ziele weiterverfolgen können.

Vielschichtige Migrationsdynamik

In Milas Geschichte verdichten sich die Vielschichtigkeit der Migrationsdynamik der letzten 20 Jahre und die damit zusammenhängende Reformulierung der Geschlechterrollen.

Mila kam Ende 1996 als «dependent migrant» (Han 2003) in die Schweiz, d.h., sie folgte, wie es als typisch für Frauen gilt, zusammen mit ihrer Tochter ihrem seit Jahren jeweils während der europäischen Sommermonate temporär in die Schweiz migrierenden Ehemann. Er, der in Bolivien wie seine Frau das Gymnasium abgeschlossen hatte, gehört zu jenen lateinamerikanischen Migrant*innen, die sich Ende der 1980er Jahre eine neue ökonomische Nische in den Schweizer Städten eroberten: die informelle Strassenmusik. Diese Nische setzte vorübergehend eine von Männern dominierte saisonale Migration zwischen Lateinamerika und der Schweiz in Gang.

Dass diese Nische für Migrant*innen lukrativ wurde, hat mit dem Aufschwung der neuen städtischen sozialen Bewegungen in den 1980er Jahren zu tun. Der Aufbau einer der staatlichen Kontrolle weitgehend entzogenen, selbstverwalteten Infrastruktur in Schweizer Städten – besetzte Häuser, Notschlafstellen, autonome Jugendzentren, selbstverwaltete Genossenschaftskneipen – sowie die damit zusammenhängende Neuaneignung des öffentlichen städtischen Raumes durch vielfältige kulturelle Ausdrucksformen ermöglichten den Migrant*innen, die Kosten ihres saisonalen Aufenthalts niedrig zu halten und ohne Bewilligung mit ihrer Musik auf der Strasse Geld zu verdienen. Weil sie in Notschlafstellen, besetzten Häusern und autonomen Jugendzentren schlafen und billig essen konnten, gelang es ihnen, im europäischen Sommerhalbjahr in den Schweizer Städten zeitweise bis zu 4000 Dollar für sich und ihre im Herkunftsland zurückgebliebenen Familien zu erwirtschaften (ausführlich Stienen 2003). Die Vervielfachung der aus dem Ausland stammenden Strassenmusiker ab Mitte der 1990er Jahre, der immer härtere Konkurrenzkampf um den Platz auf der Strasse und das «Aufmotzen» der städtischen öffentlichen Räume im Zuge des durch das Wetteifern der Städte um private Investoren in Gang gesetzten Stadt-

marketings, das den öffentlichen städtischen Raum erneut einer rigideren Kontrolle unterwarf, machten die informelle Strassenmusik immer weniger möglich und lukrativ.

Eine der wenigen Einkommensalternativen, die sich irregulär anwesenden migrierten Personen noch bot, war die Arbeit in den Privathaushalten der neuen, progressiv orientierten Mittelschicht, die sich nicht zuletzt infolge der zunehmenden Etablierung von Teilen der städtischen sozialen Bewegungen der 1980er Jahre in den Städten herausgebildet hatte (Blumer und Tschannen 2006, Stienen 2006). Doch diese Einkommensalternative stand fast ausschliesslich migrierten Frauen offen.

Viele ehemalige Strassenmusiker*innen aus Lateinamerika in der Schweiz liessen in der Folge ihre Ehefrauen nachkommen. Sofern es diesen gelang, sich auch ohne Arbeits- und Aufenthaltserlaubnis als Reinigerinnen in Privathaushalten zu etablieren, motivierten sie auch ihre Schwestern, Schwägerinnen, Kusinen oder Nichten zur Migration.

Mila gehört zu jenen nachgezogenen Ehefrauen, welche sich als Sans-Papiers in dieser arbeitsmarktlichen Nische zu etablieren vermochten. Dies gelang ihr nicht zuletzt dank der Unterstützung durch das soziale Netz der eingangs erwähnten Freundin. Der grösste Teil von Milas Arbeitgeberinnen sind gutausgebildete, erwerbstätige, den Wandel des bürgerlichen Frauenideals verkörpernde einheimische und aus dem Ausland stammende Frauen mit und ohne Kinder. Viele von ihnen suchen die eigene Ambivalenz in Bezug auf die Beschäftigung einer (illegalisierten) Hausangestellten dadurch aufzufangen, dass sie diese angemessen bezahlen und durch materielle und ideelle Hilfestellungen zu «emanzipieren» suchen.

Mila, ihre Kolleginnen und in die Schweiz nachgezogenen Verwandten haben die Rolle der Alleinernährerinnen ihrer Familien übernommen. Ihre Männer kehrten aufgrund des Mangels an Arbeitsmöglichkeiten in der Schweiz nach Bolivien zurück oder migrierten gar nicht erst.

Das eigene Einkommen, das Zusammenleben mit Frauen mit ähnlichen Erfahrungen und Ansprüchen und der Austausch mit den Arbeitgeberinnen öffneten ihr, so bilanziert Mila, neue Möglichkeitsräume. Dass ihr Mann in Bolivien Hausmann ist, die Familie von ihrem Einkommen abhängt, sie die Kontrolle über das Bankkonto der Familie hat und aus der Ferne die wichtigen familiären Entscheidungen fällt, ist aus Milas Sicht eine Folge der ökonomischen Zwänge. Frauen hätten es eben leichter, Arbeit zu finden, als Männer, und so stehe es auch in ihrer Verantwortung, sich darum zu kümmern, dass das hart verdiente Geld sinnvoll investiert wird.

Mehrere Männer in Milas Herkunftsstadt sind wie ihr Ehemann Hausmänner, die mit Hilfe der Geldüberweisungen ihrer migrierten Ehefrauen die gemeinsamen Kinder aufziehen. Doch viele betrachten diese Situation nur als Übergangslösung. Sobald die Frauen zurückkehren, ziehen sie sich von ihren Verantwortungen im

Haushalt und im Kinderaufziehen wieder zurück. Dem will Mila vorbeugen. Ihre ökonomische Unabhängigkeit will sie nach ihrer Rückkehr dadurch bewahren, dass sie aus ihren Ersparnissen migrationswilligen Frauen Kleinkredite zu angemessenen Zinsen gewährt. Sie erhofft sich davon, ihre durch die Migration erworbene Macht innerhalb der Familie erhalten und ihre Erfahrungen weitergeben zu können.

Fazit:

Das Beispiel von Mila führt die Ambivalenzen der Verschiebung der Geschlechterrollen in Folge von Migration vor Augen:

1. Der Machtgewinn von Frauen wie Mila hängt mit einer arbeitsmarktlichen Nische in der Schweiz zusammen, die zwar durch die Reformulierung überkommener Geschlechterrollen hierzulande entstanden ist, diese jedoch durch das Angewiesensein auf das «migrantische DienstMädchen» (Lutz 2002) zugleich auch wieder reproduziert.
2. Durch materiellen Erfolg suchen die Frauen zu kompensieren, was sie sowohl in der Schweiz als auch im Herkunftsland als schwerwiegendste Verletzung etablierter Geschlechterrollen erfahren: die Infragestellung der «idealen» Mutterschaft. Statt an der physischen Nähe messen sie die Mutterliebe an ihrem Beitrag zum materiellen Aufstieg ihrer Kinder und der Absicherung von deren Zukunft durch Ausbildung.

44

* Pseudonym.

Literatur

Daniel Blumer und Pia Tschannen, Machtkampf ums Quartier – Das Berner «Nordquartier», in: Angela Stienen (Hg.), Integrationsmaschine Stadt?, Bern 2006, S. 361–413.

Petra Dannecker, Transnational migration and the transformation of gender relations: The case of Bangladeshi labour migrants, in: Current Sociology Vol. 53(4), 2005, S. 655–674.

Petrus Han, Frauen und Migration. Strukturelle Bedingungen, Fakten und soziale Folgen der Frauenmigration, Stuttgart 2003.

Helma Lutz, In fremden Diensten. Die neue DienstMädchenfrage als Herausforderung für die Migrations- und Genderforschung, in: Karin Gottschall und Birgit Pfau-Effinger (Hg.), Die Zukunft der Arbeit und Geschlecht. Diskurse, Entwicklungspfade und Reformoptionen im internationalen Vergleich, Opladen 2002, S. 161–181.

Patricia Pessar, Engendering Migration Studies. The case of new immigrants in the United States, in: American Behavioral Scientist Vol. 42(4), 1999, S. 577–600.

Angela Stienen, Die Sicht von Migrantinnen, in: Tsantsa 6, 2001, S. 111–123.

Angela Stienen, Migrantes latinoamericanos indocumentados en Suiza y territorios urbanos ontestatarios, in: Muzuo Yamada (Hg.), Emigración latinoamericana: Comparación interregional entre América del Norte, Europa y Japón, Osaka 2003, S. 249–279.

Angela Stienen, Städtisches Zusammenleben: Die Logik der Normalität, in: Angela Stienen (Hg.), op. cit., S. 455–468.

Jacqueline Truffer Widmer, Arbeitsmigration und Migrationspolitik in der Stadt Bern zwischen 1900 und 2003, in: Angela Stienen (Hg.), op. cit., S. 33–83.

Kristine Zentgraf, Immigration and women's empowerment. Salvadorians in Los Angeles, in: Gender and Society Vol.16(5), 2002, S. 625–646.

Olympe 23/06

Vereinbarkeit von akademischer Karriere und Elternschaft

Michèle Spieler

«Wo denn sonst, wenn nicht hier?» So begründete ein kürzlich berufener Politologieprofessor anlässlich eines Podiumsgesprächs, weshalb er für sich persönlich akademische Karriere und Elternschaft für gut vereinbar hält. Dass er selber Betreuungslast übernehmen wolle und habe, hätte zwar seine Karriere verlangsamt, aber nicht verhindert. Ähnlich positiv in ihrem Urteil waren auch die übrigen Podiumsteilnehmenden, zwei Professorinnen und ein Professor. Wissenschaftliches Arbeiten beinhaltet vielfach grosse Zeitautonomie und Ortsunabhängigkeit – insbesondere in Disziplinen, die nicht an Laborplätze gebunden sind oder Feldforschung beinhalten. Dennoch gilt die mangelnde Vereinbarkeit als einer der wichtigsten Gründe, weshalb die Zahl der Professorinnen an Schweizer Universitäten nach wie vor so gering ist. Diese beiden Aussagen widersprechen sich nur begrenzt. Die auf dem Podium befragten Professorinnen und Professoren «haben es geschafft», sie haben die Karriereleiter erklommen und ihren Kinderwunsch verwirklicht. Wie sieht es aber für jene Frauen und Männer aus, die sich erst auf dem Weg dorthin befinden?

45

In meiner Lizentiatsarbeit bin ich der Frage nachgegangen, welche Faktoren die Vereinbarkeit von akademischer Karriere und Elternschaft positiv beeinflussen.¹ Welche Effekte haben sozioökonomische Ressourcenausstattung, das Interesse an wissenschaftlicher Arbeit und Karriere, der Zeitaufwand für Kinder und die Unterstützung des Umfelds der NachwuchswissenschaftlerInnen auf deren subjektive Beurteilung der Vereinbarkeit, auf Konflikte zwischen Beruf/Wissenschaft und Familie sowie auf positive Nebeneffekte. In der Vereinbarkeitsdiskussion werden Kinder meist ausschliesslich als Last und als Karrierebremse gesehen. Durch den

Einbezug positiver Nebeneffekte der Vereinbarkeit in meine Arbeit, wollte ich dem Umstand Rechnung tragen, dass Kinder auch eine Bereicherung sind und gerade im Wissenschaftsbereich auch eine Quelle der Inspiration darstellen können.

In Übereinstimmung mit anderen Untersuchungen habe ich festgestellt, dass nur eine Minderheit des wissenschaftlichen Nachwuchses der Universität Zürich Kinder hat. Männer haben häufiger und mehr Kinder als Frauen. Die ungenügende Vereinbarkeit von akademischer Karriere und Elternschaft ist mit ein Grund für diesen Umstand. Denn Frauen bezeichnen diese als wichtigeren Grund für ihre Kinderlosigkeit als Männer. Nachwuchswissenschaftlerinnen mit Kindern beurteilen das Vereinbaren der Lebensbereiche jedoch nicht als schwieriger als ihre männlichen Kollegen. Diese berichten sogar von mehr Konflikten zwischen Arbeits- und Familienleben. Sie erzielen auch weniger positive Nebeneffekte aus dem Vereinbaren. Vereinbarkeit ist demnach auch in der Wahrnehmung des wissenschaftlichen Nachwuchses kein «Frauthema». Doch die Folgen dieser ungenügenden Vereinbarkeit sind geschlechtsspezifisch: Frauen machen seltener akademische Karriere und haben seltener Kinder, entscheiden sich also nach wie vor häufiger für das eine oder das andere.

46 Die Auswertung bestätigt bereits bekannte Befunde: Nachwuchswissenschaftlerinnen verfügen über höhere Bildungsressourcen, Nachwuchswissenschaftler hingegen sind in höherem Pensum erwerbstätig. Das Interesse an wissenschaftlicher Arbeit ist bei Frauen und Männern gleich ausgeprägt, Männer streben jedoch häufiger als Karriereziel eine Professur an. Frauen betreuen die Kinder häufiger selber, während Männer öfter auf eine Partnerin, einen Partner oder den andern Elternteil zählen können. Vom beruflichen Umfeld erhalten Frauen mehr Unterstützung beim Vereinbaren, vom privaten hingegen die Männer. Als schlecht beurteilen beide die Unterstützung durch das wissenschaftliche Umfeld. Das Familienklima für Arbeitsangelegenheiten ist bei NachwuchswissenschaftlerInnen sehr ausgeprägt. Das Arbeitsklima fordert von den Männern deutlich mehr Abstriche beim Familienleben als von den Frauen.

Die untersuchten Faktoren wirken sich unterschiedlich auf die verschiedenen Aspekte der Vereinbarkeit aus. Die Beurteilung der Schwierigkeiten bei der Vereinbarkeit hängt bei den NachwuchswissenschaftlerInnen davon ab, wie viele Abstriche das Arbeitsleben vom Familienleben fordert. Männer beurteilen die Vereinbarkeit als weniger schwierig, wenn sie als Karriereziel eine Professur angeben, von ihrem beruflichen Umfeld unterstützt werden und das Familienleben wenig Abstriche bei der Arbeit verlangt. Bei den Frauen sind es hingegen das hohe Bildungsniveau der Mutter und ein ausgeprägtes Familienklima für Arbeitsangelegenheiten, die die Schwierigkeiten vermindern. Konflikte zwischen Beruf/Wissenschaft und Familie zeigen sich vor allem dort, wo kein ausgeprägtes Familienklima für Arbeitsangele-

genheiten besteht. Bei den Männern vermögen die Unterstützung durch das wissenschaftliche Umfeld und ein Arbeits- und Familienklima, das wenig Abstriche beim anderen Lebensbereich verlangt, die Konflikte zu reduzieren. Eine hohe Bildung des Vaters, ein gutes Einkommen, ausgeprägtes Interesse an wissenschaftlichem Arbeiten und ein Arbeitsklima, das Familienangelegenheiten unterstützt, verringern die Konflikte der Frauen. Positive Nebeneffekte durch das Vereinbaren entstehen insbesondere bei hohem Interesse an wissenschaftlichem Arbeiten und bei einem ausgeprägten Familienklima für Arbeitsangelegenheiten. Bei Nachwuchswissenschaftlern spielen die Berufsklasse der Eltern bedingt und die Unterstützung durch das private Umfeld eine Rolle. Wiederum positiv beeinflusst werden die Nebeneffekte für Nachwuchswissenschaftlerinnen durch ein höheres Einkommen.

Im Anschluss an diese Ergebnisse stellt sich die Frage, wie insbesondere die Universität die Vereinbarkeit für den wissenschaftlichen Nachwuchs verbessern kann. In erster Linie drängen sich Massnahmen im Bereich der Wissenschafts- und Unternehmenskultur auf. Erklärt eine Universität die Vereinbarkeit zu ihrem Thema, nimmt sie Angehörige mit Kindern als WissenschaftlerInnen und Eltern wahr, anerkennt sie, dass die Wissenschaft von einem gesunden Privatleben ihrer Nachwuchsleute profitiert, so kann sie wesentlich dazu beitragen, dass die Vereinbarkeit erhöht wird. Insbesondere für Frauen ist die Vereinbarkeit durch finanzielle Massnahmen zu verbessern, beispielsweise in Form von Stipendien, einkommensabhängiger Subventionierung von Kinderbetreuungsplätzen oder guter Entlohnung von Qualifikationsstellen.

Damit ist noch nichts darüber gesagt, wie sich Kinder zu haben auf die Karriere der Nachwuchswissenschaftlerinnen auswirkt. Einer der am eingangs erwähnten Podiumsgespräch teilnehmenden Professoren ist dieser Frage anhand der Habilitationen im Fach Politologie in Deutschland nachgegangen. Sein Befund: Politologinnen mit Kind sind erfolgreicher als Politologinnen ohne Kind.

1 Die Untersuchung basiert auf einer internetgestützten Befragung der wissenschaftlichen Nachwuchskräfte (DoktorandInnen bis AssistenzprofessorInnen) der Universität Zürich im Frühjahr 2003. Der Rücklauf betrug 38 %.

Bewegung in der Betreuungsfrage

Gründe für neue und erfolgreiche Allianzen

Jacqueline Fehr

48

Generationen von Schweizer Politikerinnen haben in der Vergangenheit versucht, die Frage der Kinderbetreuung auf die parlamentarische Agenda zu setzen. Meist mit mässigem Erfolg. Und so wurde aus dem «Meine Tochter soll einmal davon profitieren können» im Laufe der Jahre ein «Meine Enkelin ...» oder gar «Meine Urenkelin soll einmal davon profitieren können». Seit rund sechs Jahren hat aber der Wind etwas gedreht. Weshalb sind in jüngster Zeit Mehrheiten für solche Anliegen möglich?

Gleichstellung von Frau und Mann

Angefangen hat es mit der Diskussion um die Rolle der Frau in der modernen Gesellschaft. Bald wurde klar, dass Gleichstellung erst dann erreicht ist, wenn Frauen und Männer über die gleichen Einkommens- und Vermögensverhältnisse verfügen. Das Teilen von Macht, Zeit und Geld wurde zur zentralen Forderung der neuen Frauenbewegung zu Beginn der 1990er Jahre. Im Mittelpunkt standen Tagesschulen, Mutterschaftsversicherung, Lohngleichheit, Diskriminierungsverbot sowie der Kampf gegen sexuelle Belästigung am Arbeitsplatz. Kinderkrippen kamen im Forderungskatalog erst ansatzweise vor. Oft wurden sie dem Modell «grosse Arbeitsumverteilung» entgegengestellt, nach welchem sich Frauen und Männer je zur Hälfte an der bezahlten und der unbezahlten Arbeit beteiligen sollten. Kinderkrippen wurden in dieser Diskussion vor allem für jene Haushalte in Betracht gezogen, die entweder von Alleinerziehenden geführt wurden oder bei denen die Arbeitsaufteilung des Paares zu zeitlichen Überschneidungen führte.

Arbeitsmarkt und Demographie

Zu Beginn des neuen Jahrtausends mischte sich der Arbeitgeberverband in die Diskussion ein. Sein Hintergrund war einerseits die Erkenntnis, dass sehr viele Kinder regelmässig unbetreut sind. Andererseits zeigte die kurze Phase des wirtschaftlichen Aufschwungs in den Jahren 2000 und 2001, dass die Frauen auf dem Arbeitsmarkt eine zentrale Rolle spielen. Die Absicht des Arbeitgeberverbands war denn auch, die Betreuungsmöglichkeiten auszuweiten mit dem Ziel, die Mütter «arbeitsmarktfähig» zu machen. Dass sie dabei auch die Kinder im Auge behielten, ist damit zu begründen, dass sich die für die neue Politik Verantwortlichen bewusst waren, dass bei schlecht betreuten Kindern und Jugendlichen in der Berufslehre erzieherische Defizite auftauchen könnten, die dann wiederum von den Arbeitgebern aufgefangen werden müssten.

Bildungsniveau der Frauen

Eng verknüpft mit der Diskussion der Arbeitgeber über die Frage der Vereinbarkeit von Familie und Beruf war die Frage, inwiefern es Sinn macht, die Frauen immer besser auszubilden, um ihnen dann den beruflichen Werdegang zu versperren. An dieser Debatte beteiligten sich in erster Linie die Frauen, und zwar sowohl die linken als auch die bürgerlichen. Offenbar teilen sehr viele Frauen – unabhängig vom politischen Hintergrund – die Erfahrung, dass die eigene Ausbildung und das berufliche Know-how in der heutigen Arbeitswelt bei einem familienbedingten Ausstieg sehr rasch an Wert verlieren. Bei einer heranwachsenden Generation, in der mehr Mädchen die Matura machen als Knaben und vielerorts bereits nach «Bubenquoten» geschrien wird, gewinnt diese Frage für Wirtschaft und Politik an Bedeutung.

49

PISA und seine Analysen

Ein böses Erwachen war die PISA-Studie für jene in unserem Land, die selbstgerecht davon ausgingen, dass die Schweiz das beste aller Schulsysteme hat. Die Vergleichsstudie zeigte, dass sich insbesondere der soziale Hintergrund der Kinder in der Schweiz viel dominanter auf den Schulerfolg auswirkt als in anderen Staaten. Kinder aus bildungsfernen Schichten haben in der Schweiz kaum eine Chance auf eine erfolgreiche Schullaufbahn, und dies unabhängig von ihren Fähigkeiten. Damit rückte die Frage ins Zentrum, wo und wie diese Herkunftsdifferenzen in den erfolgreichen PISA-Ländern ausgeglichen werden. Die Antwort ist klar: Familienergänzende Betreuung im Vorschulalter hat, sofern sie in guter Qualität angeboten wird, einen positiven Einfluss auf die seelische, soziale und kognitive Entwicklung der Kinder. Kinderkrippen bekamen damit erstmals einen eigenständigen Wert. Selbst dort, wo die Eltern genügend Zeit für die Betreuung der Kinder haben, können Kindertagesstätten für Kinder eine Chance sein.

Reproduktionstechnologien: anthropologische Perspektiven auf assistierte Empfängnis

Willemijn de Jong

«As the vessel of Mary's womb in the miraculous conception of Christ, so are women's bodies in the context of IVF [in vitro fertilisation] the symbolic repositories of a profound faith in the moral and historical imperatives of scientific progress.»¹
Sarah Franklin, Embodied Progress

Kinderlosigkeit wird in vielen Gesellschaften als Mangel empfunden und als Makel bewertet. In Ländern des Südens tritt dieses Thema wegen des (neo)malthusischen Diskurses und der entsprechenden an Familienplanung orientierten Bevölkerungspolitik als gesellschaftliches Problem kaum in Erscheinung. Gleichwohl ist «Unfruchtbarkeit» dort für viele Frauen und Paare ein brennendes individuelles Problem. Die Rate der ungewollten Kinderlosigkeit liegt weltweit durchschnittlich bei rund zehn Prozent. Hier soll aber nur von euro-amerikanischen Verhältnissen die Rede sein.

Bei uns steht Kinderlosigkeit neuerdings im Brennpunkt öffentlicher Debatten – unter anderem angetrieben durch das neueste sozialwissenschaftliche Postulat, dass nicht das Altern, sondern der Bevölkerungsrückgang das zentrale demografische und gesellschaftliche Problem westlicher Gesellschaften sei. In öffentlichen Medien und an privaten Esstischen werweist man darüber, was in den Köpfen der jüngeren Generationen im reproduktionsfähigen Alter bezüglich Kind und Kegel vor sich geht und was sie gedenken, konkret daraus zu machen. Staat und Privatwirtschaft entwerfen politische Strategien und Massnahmen, um Frauen das Gebären schmackhaft zu machen.

Mit pronatalistischen Bemühungen erfolgreich zu sein ist allerdings kein leichtes Unterfangen – nicht nur weil den gut ausgebildeten Frauen in Ländern wie der

Persönliche Betroffenheit

Zu guter Letzt spielt auch in der Frage der familienergänzenden Kinderbetreuung die persönliche Betroffenheit eine wichtige Rolle. Viele Männer in Machtpositionen realisieren, dass ihre eigenen Töchter oder Schwiegertöchter keine Kinder mehr haben wollen, wenn sie dafür den Beruf aufgeben und die meist gute und teure Ausbildung in den Sand setzen müssen. Da sie ihre (Schwieger-)Söhne aber auch nicht als Teilzeiter sehen, rückt die Frage der institutionellen Kinderbetreuung ins Blickfeld. Gleichstellung, Arbeitskräftemangel, Bildungsinvestitionen, Chancengleichheit und persönliche Betroffenheit: Die Argumente mögen in den einen Ohren falsch oder unkorrekt klingen. Doch das Zusammenspiel verschiedener Argumentationslinien und Gewichtungen einigt unterschiedliche politische und gesellschaftliche Kräfte. Feministinnen, Arbeitgeber, Gewerkschaften, Lehrkräfte, Gewerbefrauen, Unternehmerinnen und viele mehr sind sich grundsätzlich einig: Das Angebot an familien- und schulergänzenden Einrichtungen in der Schweiz muss rasch und massiv ausgebaut werden. In den Details und der Umsetzung tun sich allerdings nach wie vor Gräben auf. Und so bauen wir das Angebot nicht rasch und massiv, sondern langsam und in kleinen Schritten aus. Aber immerhin.

Schweiz das Kinderkriegen durch die vielen Hürden, wenn Familie und Beruf vereinbart werden sollen, vermießt wird. Ein weiterer Grund ist, wenn man dem medizinischen Diskurs folgt, dass die Wahrscheinlichkeit, ein Kind zu bekommen, die sogenannte *take-home-baby-Rate*, bei der «natürlichen Fortpflanzung» gering ist und mit dem heute zunehmenden Alter der Eltern *in spe* immer geringer wird. Ab 35 Jahren werde Kinderkriegen immer «risikoreicher» und reduziere sich die weibliche Fruchtbarkeit drastisch.

Bei Letzterem können verschiedene Arten von Neuen Reproduktionstechnologien (NRT) im Prinzip abhelfen. In der Schweiz kommt derzeit gut ein Prozent aller Kinder durch solche Technologien unterstützt zur Welt. Sich auf NRT wie die In-vitro-Fertilisation einzulassen bedeutet für eine Frau jedoch, äusserst diszipliniert einen langwierigen Parcours zu durchlaufen – mit ungewissem Ausgang, vielen Überraschungen und unvorhersehbaren Folgen.

Das Angebot der NRT

Um den Kontext der individuellen Erfahrung mit NRT zu verdeutlichen, stelle ich kurz das Angebot der Low- und Hightech-Verfahren künstlicher Befruchtung vor, deren sich eine Frau oder ein Paar bei genügend Kaufkraft bedienen kann.

52

Die *Lowtech-Verfahren* – artificial insemination (AI) – sind in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts entwickelt worden. Mit Spermien des Ehemannes oder von Spendern wird die weibliche Eizelle im Mutterleib künstlich befruchtet. Diese Methode wird angewendet, wenn das Problem beim Mann liegt oder wenn eine Frau ohne Geschlechtsverkehr schwanger werden oder als Leihmutter ein Kind für ein anderes Paar austragen möchte.² Wird eine Leihmutter gemäss AI behandelt, das Embryo jedoch erst nach ungefähr einer Woche in die Frau eingesetzt, die es dann austrägt, so ist von Embryooption die Rede. Zudem können heute Eier, Spermien und Embryos durch die Technik der Kryokonservierung bis zu zehn Jahre eingefroren werden.

Den *Hightech-Verfahren* gelang 1978 der Durchbruch. Dazu zählt die In-vitro-Fertilisation (IVF), die im Vergleich zur AI komplizierter, teurer und viel weniger erfolgreich ist. Bei der IVF werden nach vorgängiger Hormonbehandlung chirurgisch unreife Eizellen den Eierstöcken entnommen und in einer Nährstoff enthaltenden Petrischale mit Spermien befruchtet. Es kann auch ein Spermium in eine Eizelle injiziert werden. Nachdem sich das Embryo in acht Zellen geteilt hat, wird es in die Gebärmutter eingepflanzt. Es gibt auch Verfahren, bei denen die zu befruchtenden Zellen im Labor vorbereitet werden, aber die eigentliche Befruchtung in der Gebärmutter stattfindet. Gelingt diese Behandlung, sind leicht Mehrfachgeburten möglich, da meist mehrere Embryonen verwendet werden.

Olympe 23/06

Ein Verfahren, das im Zusammenhang mit den NRT genutzt wird, ist die Präimplantationsdiagnostik (PID), die es seit 1990 gibt. Sie findet jeweils nach einer IVF statt. Wenn die Embryonen acht Zellen aufweisen, wird eine Zelle entnommen und genetisch untersucht (Embryobiopsie). Die Untersuchung dient dazu, das Geschlecht zu bestimmen, Erbschäden vorzubeugen oder positive Selektionen durchzuführen. Erst danach wird das Embryo einer Frau implantiert. Die daraus gewachsenen Babys, werden von den Medien als «Designbabys» bezeichnet.³

Zu den Hightech-Verfahren, die für die KonsumentInnen noch nicht im Angebot erhältlich sind, gehört das Klonen. Dabei werden genetisch identische Organismen kreiert. Einer Eizelle wird der Kern samt genetischem Material entnommen und durch einen Zellkern des gleichen oder eines anderen Organismus ersetzt. Die Eizelle wird dann in eine Leihmutter eingepflanzt. Für diese Technologie braucht es keine Spermien.⁴

Die Aufzählung der bekanntesten NRT-Verfahren zeigt, dass die einen zu mehr genetischem Wissen führen⁵ und die andern die Fortpflanzungsmöglichkeiten erweitern. Verfahren, die dem zweiten Ziel dienen, werden unter dem Begriff ARTs (engl. assisted reproductive technologies, dt. assistierte Reproduktionstechnologie) zusammengefasst.

53

Gesellschaftliche Veränderungen durch NRT

Die gesellschaftlichen Auswirkungen der Entwicklungen in der Genetik und bei den NRT sind weitreichend und betreffen Individuen, ihre Körper(teile) und Familien. Um nur einige zu nennen: Mutterschaft wird vielfältig fragmentiert und ist nicht mehr klar definiert (mittlerweile können sieben Formen von Mutterschaft unterschieden werden: genetische, biologische oder tragende und soziale Mutterschaft und deren Kombinationen); die Fähigkeit, Kinder zu gebären, wird verlängert bis weit über die Menopause hinaus; die biologische Funktion des Geschlechtsverkehrs – Kernsymbol für Ehe und Familie im euro-amerikanischen Raum – ist für die Fortpflanzung nicht mehr notwendig, sondern wird ausgelagert. Drittpersonen, die in die assistierte Reproduktion involviert sind, werden neu zu Verwandten (genetische Väter, genetische Mütter, Leihmütter, genetische Kinder), aber ihre spätere Präsenz ist nicht unbedingt erwünscht; die geplante Geburt von Waisen wird ermöglicht; es entstehen «überzählige» Embryonen, mehr als für die assistierte Reproduktion gebraucht werden; Embryonen und Föten bekommen eine neue Bedeutung. Dies erfordert neue politische, ökonomische und kulturelle Lösungen (institutionell, gesetzlich, moralisch und ethisch). Sie schlagen sich in Diskursen, öffentlichen Erzählungen und sprachlichen Ausdrücken nieder, als (vorläufiges) Resultat von individuell und kollektiv ausgehandelten Prozessen – und sie beeinflussen ihrerseits die Biomedizin und ihre Anwendungen.

Die Entwicklungen in der Genetik und im Bereich der NRT, die in einem globalen Kontext stattfinden, bewirken unterschiedliche lokale Veränderungen, je nach Gesellschaft. In der Schweiz zum Beispiel ist 2001 ein speziell restriktives Fortpflanzungsmedizinengesetz in Kraft getreten. Nur die Samenspende ist erlaubt. Eizellen- und Embryonenspenden, die eine stärkere Fragmentierung der Mutterschaft und somit bedeutendere soziale Änderungen mit sich bringen, sind verboten. Die Kryokonservierung ist für Keimzellen im Vorkernstadium maximal fünf Jahre erlaubt, jedoch nicht für Embryonen. Auch die Präimplantationsdiagnostik (PID) an Embryonen ist verboten, nur an Eizellen ist sie erlaubt. Durch den «Fortpflanzungsmedizinintourismus» können KonsumentInnen jedoch vom gesamten Angebot Gebrauch machen. Beim Genfer «Designbaby» war dies zum Beispiel der Fall. Die PID fand in Belgien statt, die nachfolgende therapeutische Behandlung in Zürich. Sprachlich tauchen interessante neue Begriffsbildungen auf. Beispielsweise können sich Paare nach englischem Sprachgebrauch in «Fruchtbarkeitskliniken» «Fruchtbarkeitsbehandlungen» unterziehen, in der Schweiz können sie «Kinderwunschbehandlungen» offiziell in «Kinderwunschzentren» machen lassen. Wie geschlechtsspezifisch beispielsweise IVF-Behandlungen sind, zeigt sich daran, dass in der Literatur meist von «Empfängnis» (engl. *conception*) durch die Frau die Rede ist. Seltener wird auf das «Zeugen» des Mannes Bezug genommen (engl. *to beget*). Um den Genderaspekt im Deutschen zu unterstreichen, verwende ich den Begriff «assistierte Empfängnis», auch wenn dies im Deutschen unüblich ist und Empfängnis höchstens in Wortkombinationen wie «eine Empfängnis verhüten» und «die Unbefleckte Empfängnis Marias» vorkommt.

54

NRT und die Anthropologie

Aufgrund der gesellschaftlichen Bedeutung der Reproduktionsmedizin haben auch die Sozialwissenschaften angefangen, sich mit ihr auseinanderzusetzen. Es ist nicht erstaunlich, dass die NRT in der Sozial- und Kulturanthropologie ein reges Forschungsinteresse ausgelöst haben, beschäftigt diese sich doch seit je mit *kinship studies*, das heisst mit Fragen der Zeugung, der Geburt, von Vater- und Mutterschaft sowie mit Inzest, Familie und Verwandtschaft.

Namhafte feministische Anthropologinnen der ersten Stunde, wie Marilyn Strathern in England und Rayna Rapp in den USA, haben sich seit Ende der 1980er Jahre eingehend mit Themen der menschlichen Reproduktion innerhalb des neu entstandenen Forschungsfeldes der *science and technology studies* befasst. Im deutschen Sprachraum ist eine erste Studie zur Reproduktionsmedizin (und Transplantationsmedizin) in der zweiten Hälfte der 1990er Jahre durchgeführt worden. Das Themenspektrum der Forschung ist vielfältig: Veränderungen von Familie und Verwandtschaft durch NRT, öffentliche Repräsentationen von NRT (durch Medizin und Pharma-

Olympe 23/06



Feierabend in der Familie des Landgerichtspräsidenten Begas: Ruhig, stickend und musizierend umringen Mutter und Töchter den heimgekehrten Vater. Ein Junge schreibt oder rechnet, der andere zeichnet und der dritte ist mit den Stiefeln und Hund auf dem Sprung in die Aussenwelt. Diese grüsst durchs Fenster, fein säuberlich abgetrennt von der Intimität des familiären Glücks der Biedermeierzeit (Carl Josef Begas 1821).

55

industrie, Medien, Gesetzesdebatten), Narrative zu Empfängnis, Narrative und visuelle Repräsentationen von Embryonen und Föten, Vorstellungen und Praktiken zu NRT in Unfruchtbarkeitskliniken von direkt Beteiligten sowie Vorstellungen zu NRT von nicht direkt beteiligten Frauen und Paaren. Ausserdem wird nach der sich verändernden Bedeutung von Natur und Kultur durch die Entwicklung der Genetik und die Anwendung der NRT gefragt. Feministische Forscherinnen haben sich auf diesem Gebiet mittlerweile in differenzierter Weise positioniert.

Hoffnung auf Gewissheit durch IVF

Was heisst es für ungewollt kinderlose Frauen, sich einer IVF-Behandlung zu unterziehen? Warum wählen sie diese Form von «assistierter Empfängnis»? In der Schweiz gibt es noch kaum sozialwissenschaftliche Studien über NRT. Die Veröffentlichungen der Anthropologin und Kulturwissenschaftlerin Sarah Franklin bilden einen guten Ausgangspunkt, um die Frage zu beantworten. Insbesondere ihr Buch *Embodied Progress: A Cultural Account of Assisted Conception* gibt durch die dichte Beschreibung einerseits und durch die theoretische Versiertheit der Forscherin andererseits einen ausgezeichneten, zeitweise auch bedrückenden Einblick in die Welt der NRT am Ende des 20. Jahrhunderts. Ihre *multi-sited ethnography* zeigt

56 Perspektiven der Medien, der öffentlichen und der parlamentarischen Debatten, der Sozialwissenschaften und vor allem der Frauen, die in einer IVF-Behandlung sind. Franklin hat Beobachtungen in zwei IVF-Kliniken, einer staatlichen und einer privaten, gemacht und 22 weisse, verheiratete Frauen der Mittelschicht, die eine Privatklinik in einem Vorort einer englischen Grossstadt besuchen, interviewt. Hier fällt bereits auf, dass Fortpflanzungsmedizin immer auch *stratified reproduction* ist, wie es in der Literatur genannt wird: Es gibt wichtige Unterschiede nach Klasse, ethnischer Zugehörigkeit, Sexualität und sozialem Geschlecht.

Franklin interessiert sich dafür, wie nach 1978 neue Narrative oder Erzählungen zu «assistierter Empfängnis» (*assisted conception*) gelebt, verkörpert und ausgehandelt werden. Zwar betonen die Frauen und Paare die Natürlichkeit der IVF-Technik, doch die Erfolgsrate oder die *take-home-baby*-Rate ist nur gering. Vier von fünf Paaren sind nicht erfolgreich, und meist sind mehrere Behandlungszyklen nötig. Wieso wählen die Frauen die IVF-Behandlung, wenn sie doch so wenig Erfolg verspricht? Sie sprechen anfänglich viel von Hoffnung: Hoffnung auf Erfolg in jedem Stadium der Behandlung, Hoffnung auf eine Lösung in der Situation der Kinderlosigkeit, Hoffnung auf die Zukunft und vor allem Hoffnung auf ein Kind. Gleichzeitig sprechen sie, in ähnlicher Art wie die ÄrztInnen, über das Risiko des Misslingens, sogar wenn sie durch IVF ein Kind bekommen haben. Hoffnung auf Erfolg und die Wahrscheinlichkeit des Misserfolgs werden nach einiger Zeit immer sorgfältiger gemangelt. IVF ist in vielerlei Hinsicht widersprüchlich.

Die Frauen betonen, sie hätten gar keine andere Wahl gehabt, als IVF zu versuchen. Auffallend ist ihre starke Entschlossenheit. Frau möchte nichts unversucht lassen und alles probieren, um eine definitive Antwort auf die Kinderlosigkeit zu erhalten. Und jede neue technische Entwicklung nährt die Hoffnung. Doch im Laufe des Prozesses zeigt sich, dass die meisten die Seelenruhe, die sie suchen, nicht erhalten. Franklin stellt fest, dass sie ihnen eher weggenommen wird. Die Abhängigkeit von technischen Lösungen sei oft eher verunmöglichend als ermöglichend. Dazu trägt insbesondere die Diagnose bei, die in vielen Fällen ambivalent ist und bleibt.

Der Kampf, die Hoffnung nicht zu verlieren, der Glaube an die Technik und ans Weitermachen bekommen im Laufe des Prozesses eine Eigendynamik. Häufig wird die Behandlung aus rein äusseren Gründen abgebrochen, z.B. wegen des Alters oder wegen der Kosten (in der Schweiz bis zu 6000 Franken pro Zyklus). Überhaupt wird viel in Begriffen wie Bilanz, Investieren und Bezahlen gesprochen. Das generelle Gefühl, das die Frauen vermitteln, ist Ambivalenz und zum Teil auch Bedauern. Trotzdem glauben sie einhellig an die Technik und an den Fortschritt der Wissenschaft im Dienste einer natürlichen und glücklichen Familie. Zudem sind sie alle äusserst zufrieden mit dem medizinischen Personal.

IVF wird im Laufe der Behandlung als eine Technologie sowohl der Hoffnung wie des Versagens betrachtet. Zum einen ermächtigt sie die Frauen, zum anderen macht sie sie ohnmächtig. Letztlich bestimmt ein starker Glaube an wissenschaftlichen Fortschritt die Wahl dieser Technologie. Das hilft den Frauen auch zu verarbeiten, wenn sie misslingt. Immerhin leiste man durch die Behandlung einen Beitrag an die Allgemeinheit, so trösten sich viele am Schluss – manchmal in fast sakraler Weise.

57

Fruchtbarkeitsmanagement: ein Hindernisrennen von Hoffnung bis Verzweiflung

IVF ist für die Frauen ein *way of life*, den sie als Hindernisrennen charakterisieren. Eine von ihnen berichtet: «It's like, to me, when I think about it, it's like running the Grand National without a horse and with your legs tied together and with a blindfold on. (...) and you've got to get over every single hurdle and you can still fall at the finish line.»⁶ Die Metapher des Hindernisrennens drückt aus, dass die Behandlung nicht nur mit grossen physischen und emotionalen Schwierigkeiten, sondern auch mit viel Arbeit und Zeitaufwand einhergeht – eine besondere Form von *work life balance*. Die meisten gehen vorher einer Lohnarbeit nach, sehen sich aber gezwungen, sie im Laufe der Behandlung aufzugeben. IVF wird als sehr intensiv erlebt: «I didn't know what hit me, I honestly didn't know what hit me, I couldn't believe the intensity of the programme. (...) *All you do is eat, drink and talk IVF*, your dinner conversation revolves around how big your follicles were that day, which side you had your injection in and that sort of thing, you just do, *you just live and die IVF*.»⁷

Franklin möchte wissen, wie «reproduktives Begehren», wie sie es nennt, und die Erfahrung der IVF mit allgemeineren Fragen von Gender, Verwandtschaft und geschlechtlicher Arbeitsteilung zusammenhängen. Die Kliniken und die pharmazeutische Industrie stellen IVF als ein Verfahren dar, das der Natur nachhilft, praktisch ohne den weiblichen Körper einzubeziehen. Die Empfängnis wird als eine Einheit von Technologie und natürlichen Prozessen repräsentiert, und die Behandlung wird als verhältnismässig einfach dargestellt.

Die Realität sieht anders aus. Vor allem der erste Zyklus der Behandlung ist hart, da frau nicht weiss, was an Körpermanagement auf sie zukommt: genaue Einhaltung der Einnahme von Medikamenten und hormonale Vorbereitungen und Schmerzen bei der operativen Entnahme der Eizellen durch eine Follikelpunktion. Franklin bezeichnet die Arbeit, schwanger zu werden und bis zur Geburt schwanger zu bleiben, als «Professionalisierung von Fruchtbarkeitsmanagement». Es erfordert das Konsumieren von Medikamenten und medizinischen Dienstleistungen, Körperarbeit sowie emotionale und psychologische Arbeit. Die Frauen betrachten diese Form von reproduktiver Arbeit als ähnlich wichtig, wie wenn sie einer Erwerbsarbeit nachgehen und eine Karriere verfolgen würden.

58 Anders als das, was durch Medienberichte vermittelt wird, stellen sich die untersuchten Frauen anfänglich nicht als verzweifelt dar, sondern dieses Gefühl stellt sich erst als Resultat der Behandlung ein. Franklin vertritt deshalb die These, dass die IVF-Behandlung selber der Grund für die zunehmende Verzweiflung der Frauen sei. Die Suche nach einer Lösung für die Situation der Kinderlosigkeit kreierte geradezu die Ungewissheit, die man beheben wollte. Aus den Aussagen der Frauen folgert die Forscherin, dass die Frauen IVF nicht nur wählen, weil sie ein Kind wünschen, sondern weil sie verstehen wollen, wieso sie keine Kinder bekommen können. Sie suchen Sicherheit, doch gerade diese kommt ihnen im Prozess der Behandlung abhanden, was auch die Planung der Zukunft ohne Kinder erschwert.

Misserfolg von IVF als Bedrohung weiblicher Identität

Einen grossen Teil des Fruchtbarkeitsmanagements bildet das Kultivieren der Hoffnung. Es besteht aus mentalen Strategien des positiven Denkens und einer Neubetrachtung des reproduktiven Potenzials des Körpers sowie aus Strategien zur Verbesserung der Lebensqualität, wie Alternativmedizin, um die Möglichkeiten für eine erfolgreiche Empfängnis zu erweitern. Nach den Vorstellungen der Frauen ist es weniger die Technologie als vielmehr sie selber, die versagen. Sie selber seien unfähig und schuldig. Ihr Körper werde zum Hindernis für eine erfüllte Ehe und für das Erreichen eines «normalen» Erwachsenenstatus. Dass die Identität als Frau bedroht wird, kommt zum Beispiel darin zum Ausdruck, dass eine der Frauen sich eher als einen Eunuchen denn als eine Frau bezeichnet.

Neben dem Gefühl der Unzulänglichkeit als Frau tun sich weitere Klüfte auf: «Abnormalität» eines Lebensweges ohne Kinder; Vermissen der physischen Erfahrung von Schwangerschaft; Gefühl der Unvollständigkeit des Lebens und der Ehe ohne Kinder; Belastung der Ehe und in einigen Fällen ein Gefühl von Verlust der genetischen Kontinuität. Diese Probleme haben sehr stark mit unseren kulturellen Vorstellungen von Verwandtschaft zu tun: Kinder vervollständigen eine Ehe, denn sie verkörpern eine Kombination beider Eltern. Diese Vervollständigung wie auch die Kontinuität des Lebens sollte durch den Körper der Frau gewährleistet werden. Deshalb werde ihr Körper in erster Linie als Hindernis bei der Schaffung von Kontinuität und Vervollständigung betrachtet, meint Franklin.

Objektiv betrachtet, besteht aber auch eine Kluft zwischen faktischer Information, die vermittelt wird, und reproduktionsmedizinischem Wissen. Letzteres ist allerdings, wie jede Form von Wissen, partiell und situiert, worauf insbesondere die Feministin Donna Haraway hingewiesen hat. Eine vollständige Diagnose von Unfruchtbarkeit, ähnlich wie für irgendeine Krankheit, gebe es oft nicht, kommentiert Franklin. IVF impliziert für die Frauen notwendigerweise eine Neubewertung der Lebenssituation. Sie gibt ihnen nur eine Teilantwort auf ihre Fragen, Wünsche und Bedürfnisse. Viele Frauen schliessen die Behandlung mit der Erkenntnis ab, dass es nicht möglich ist, «alles zu probieren».

IVF als Übergangsritual

Franklin interpretiert aus anthropologischer Sicht die IVF als *rite de passage*. Damit bringt sie den *reproductive disruption*, den Bruch, den NRT im Lebenslauf von Frauen verursacht, klar auf den Punkt. Die Fruchtbarkeitsklinik als ein «klassischer moderner liminaler⁸ Raum» und verschiedene andere liminale Komponenten, oder Grenzphänomene, legen eine solche Interpretation nahe. Kennzeichnend für die rituelle Grenzsituation, in der sich die Frauen befinden, sind etwa die schwierige Balance zwischen Erfolg und Misserfolg und der diffuse und ambivalente Zustand zwischen Unfruchtbarkeit und Fruchtbarkeit.

Beim Prozess, der während einer IVF-Behandlung durchlaufen wird, handelt es sich um eine Transformation einer bestimmten Erwartungshaltung in eine andere, das Aufgeben einer Identität zugunsten einer anderen. Und wie bei allen Transformationsritualen ist auch das Risiko des Misserfolgs gegeben. Liminale soziale Wesen werden jeweils von der Gesellschaft getrennt. Während sie physische, psychologische und emotionale Veränderungen erfahren, kommt ihnen ihre Identität bei der Suche nach Veränderung abhanden. In diesem Fall sei nur anders, dass der Übergang individuell und nicht kollektiv stattfindet, meint Franklin. An diesem Punkt fällt besonders auf, dass genauere Angaben darüber, wie die Frauen in ihren sozialen Beziehungen mit IVF umgehen, leider weitgehend fehlen.

Der «liminale Raum» der ungewollten Kinderlosigkeit blockiert den Übergang von einem sozialen Status zum anderen. IVF soll dazu dienen, diesen Zustand aufzuheben, aber sie produziert Franklin zufolge immer neue Phasen der Liminalität, es sei denn, die Behandlung hat Erfolg. Die Frau selber muss sich von diesem vereinnahmenden Übergangsritual befreien, indem sie ihre Unfruchtbarkeit akzeptiert und die Behandlung abbricht. Am Schluss hat sie einen anderen Status, eine andere Identität: als Mutter oder häufiger als Frau ohne Kinder.

NRT – ein neuer Weg zur jungfräulichen Empfängnis?

Was bleibt, ist der Glaube an Fortschritt und an die Idee der assistierten Empfängnis als ein durch Wissenschaft und Technologie verursachtes Wunder. Die sakrale Komponente, die immer mit Ritualen verbunden ist, wird insbesondere in der Wahrnehmung der Empfängnis sichtbar, die zum einen durch die IVF verändert wird, zum anderen aber an gewisse kulturelle Konstanten anknüpft. Die Unsicherheit des Verlaufs der Behandlung bewirkt, dass viel von «Wunder» die Rede ist: Ärzte als Wundertäter und Babys als Wunder. Einige Frauen betrachten nach einiger Zeit die Empfängnis und das Schwangerwerden anderer Frauen überhaupt als Wunder. Eine der interviewten Frauen drückte es so aus: «I mean it's a miracle anyway when anybody has a child, but it just seems to be an even bigger miracle I'm trying to achieve, and as the old saying goes, impossible things take time and miracles take even longer.»⁹ Anderswo weist Franklin nach, dass der Diskurs über die natürliche Fortpflanzung sich immer mehr am Diskurs über Fortpflanzung mit IVF orientiert: Die hohe Rate des Mislingens wird hervorgehoben, das Risiko und die Verletzlichkeit. Dadurch verstärkte sich auch die Betrachtung der Empfängnis als etwas Mirakulöses.

Es ist mir aufgefallen, dass die Aussagen der Frauen, viele im Wortlaut, fast ausschliesslich auf den eigenen Körper und auf die eigenen Körperteile, Eizellen und Gebärmutter, konzentriert sind. Auch Franklin selber repräsentiert die Stadien der IVF-Behandlung als jungfräulichen Prozess, ohne den Mann und seine Spermien auch nur zu erwähnen. Dies ist aber durchaus im Einklang mit dem roten Faden des Buches: wie nach 1978 die Entstehung des Menschen, die individuelle Genesis, neu erzählt, gelebt und ausgehandelt wird. Bezeichnenderweise leitet Franklin ihr Buch mit der Debatte zur jungfräulichen Geburt ein, die einen zentralen Stellenwert hinsichtlich Fragen der menschlichen Reproduktion in der Verwandtschaftsanthropologie hat. Die Autorin postuliert eine symbolische Parallele zwischen dem Körper Marias und den Körpern der Frauen mit IVF-Behandlung, indem sie in beiden Kontexten einen starken Glauben an eine assistierte und wundersame Empfängnis nachweist. Ich denke, dass die erwähnten Leerstellen bezüglich der Zeugung durch Ehemänner, einerseits in

den Berichten der Frauen und andererseits in der Darstellung der Autorin, dies ebenfalls belegen.

Vielleicht kann man sogar einen Schritt weiter gehen, ausgehend von der Tatsache, dass die Empfängnis durch IVF beachtliche Ähnlichkeiten mit der euro-amerikanischen biblischen Erzählung von der Unbefleckten Empfängnis Marias aufweist. Beide Erzählungen könnte man als Varianten einer gleichen, teils unbewussten und in beiden Fällen stark geschlechtsspezifischen euro-amerikanischen kulturellen Logik betrachten. Die assistierte Empfängnis und die jungfräuliche Geburt durch Techniken des Klonens scheinen ebenfalls nicht mehr in weiter Ferne – oder bleiben zumindest als futuristische miraculöse Vision in unmittelbarer Sichtweite. Wenn das richtig wäre, dann würden die NRT nicht nur tiefgreifende Veränderungen bewirken, sondern auch Phänomene kultureller Kontinuität auf Basis des jüdisch-christlichen Erbes generieren, wie die wunderbare Entstehung eines Babys. Die Persistenz bestimmter grundlegender kultureller Vorstellungen, wie auch unsere Alltagsvorstellungen von Verwandtschaft und Gender als «natürlich», könnte wiederum ein Stück weit erklären, wieso die Umsetzung geschlechtspolitischer Forderungen nur langsam vorankommt und immer wieder Rückschläge erfährt.

- 1 «Gleich dem Schoss von Marias Leib bei der wundersamen Empfängnis von Christus, so ist der Körper von Frauen im Kontext von IVT (In-Vitro-Fertilisation) das symbolische Gefäss eines tiefen Glaubens in die moralischen und historischen Imperative wissenschaftlichen Fortschritts.» (Übersetzung dieses und aller weiteren Zitate: Redaktion Olympe)
- 2 Männer sind meist wegen Schäden der Spermien oder wegen Impotenz unfähig, sich fortzupflanzen. Bei Frauen handelt es sich um das Fehlen einer Ovulation und/oder Probleme mit der Gebärmutter.
- 3 In der Schweiz hat kürzlich das «Designbaby» Elodie aus Genf Schlagzeilen gemacht. Elodies Gewebeeigenschaften sind gleich wie die eines kranken Bruders, und sie hat zu seiner Therapie von ihren Stammzellen gespendet.
- 4 1997 wurde erstmals ein Säugetier, das Schaf namens Dolly, geklont. Menschen zu klonen ist jedoch noch nicht gelungen.
- 5 Dazu gehören auch Techniken der DNA-Analyse, z.B. um die Vaterschaft feststellen zu können, und Techniken der Pränataldiagnostik, mit der z.B. genetische Schäden eines Fötus aufgedeckt werden und sein Geschlecht bestimmt werden kann. Insbesondere die Amniozentese, die Untersuchung von Fruchtwasser, ist in diesem Zusammenhang bekannt. Da aufgrund der Untersuchungsergebnisse beispielsweise in Indien vor allem weibliche Föten abgetrieben werden, ist die Methode selber in die Kritik geraten.
- 6 «Es ist für mich, wie am Grand National [das gefährlichste Pferderennen Englands, Anm. d. Red.] teilzunehmen, ohne Pferd und mit zusammengebundenen Füßen und einer Augenbinde. (...) und du musst über jede dieser Hürden und du kannst noch auf der Ziellinie umfallen.»
- 7 «Ich wusste nicht, wie mir geschah, ich wusste wirklich nicht, wie mir geschah, ich konnte die Intensität des Programms nicht fassen. (...) Alles, was du tust, ist essen, trinken und über IVF reden, deine Gespräche beim Essen drehen sich darum, wie gross deine Follikel an diesem Tag waren, auf welcher Seite du deine Injektion hattest und so Sachen, du machst einfach, du lebst einfach und stirbst einfach IVF.»

- 8 Der Begriff der «Liminalität» wurde vom Ethnologen Victor Turner geprägt und beschreibt den Schwellenzustand, in dem sich Individuen oder Gruppen befinden, nachdem sie sich rituell von der herrschenden Sozialordnung gelöst haben, d.h., sie wechseln ihren sozialen Status. «Liminaler Raum» bezeichnet den Ort und die Zeit des Übergangsrituals und der Grenzerfahrungen. «Liminale soziale Wesen» leben während des Übergangs traditionellerweise ohne Status und Besitz. Untereinander sind sie jedoch gleichgestellt.
- 9 «Ich meine, es ist ein Wunder, wenn irgendwer ein Kind bekommt, aber das, was ich versuche fertig zu bringen, ist ein noch grösseres Wunder, und wie das Sprichwort sagt, unmögliche Dinge brauchen Zeit und Wunder etwas länger.»

Literatur

- Eric Blyth and Ruth Landau (Hg.), *Third party assisted conception across cultures. Social, legal and ethical Perspectives*, London/New York 2004.
- Sarah Franklin, *Embodies progress. A cultural account of assisted conception*, London/New York 1997.
- Sarah Franklin, *Making miracles. Scientific progress and the facts of life*, in: Sarah Franklin and Helena Ragoné (Hg.), *Reproducing reproduction. Kinship, power, and technological innovation*, Philadelphia 1998.
- Faye D. Ginsburg and Rayna Rapp (Hg.), *Conceiving the new world order. The global politics of reproduction*, Berkeley/Los Angeles/London 1995.
- Brigitte Hauser-Schäublin, Vera Kalitzkus, Imme Petersen, Iris Schröder, *Der geteilte Leib. Die kulturelle Dimension von Organtransplantation und Reproduktionsmedizin in Deutschland*, Frankfurt am Main 2001.
- M. K. Hohl, *Aktueller Stand der Fortpflanzungsmedizin in der Schweiz*, in: *Schweizerisches Medizinisches Forum* 16, 2003, S. 382–386.
- 62 Maria C. Inhorn and Frank van Balen (Hg.), *Infertility around the globe. New thinking on childlessness, gender, and reproductive technologies*, Berkeley/Los Angeles/London 2002.
- Linda Stone, *Kinship, gender, and the New Reproductive Technologies. The beginning of the end?* in: Linda Stone, *Kinship and gender. An introduction*, Boulder, Colorado 2000.
- Helena Ragoné, *Surrogate motherhood. Conception in the heart*, Boulder, Colorado, 1994.
- Rayna Rapp, *Testing women, testing the fetus. The social impact of amniocentesis in America*, New York 1999.
- Marilyn Strathern, *Reproducing the future. Kinship and the New Reproductive Technologies*, New York 1992.
- Universitätsspital Zürich, *Vom Kinderwunsch zum Wunschkind. Patienten-Informationsbroschüre*, Zürich 2006.

Geburtshilfe: Dekaden der Veränderung

Michèle Ammon

Als Hebamme arbeite ich seit zehn Jahren an einem öffentlichen Spital in der Geburtenabteilung. Seit Beginn meiner Hebammentätigkeit beobachte ich stetige Veränderungen in der Geburtshilfe. In diesem Artikel befasste ich mich nur mit einem Teilbereich der Hebammenarbeit, denn die Schwangerschaftsbetreuung und das Wochenbett stehen nicht im Zentrum meiner täglichen Arbeit. Zudem erlebe ich an einem öffentlichen Spital nur eine bestimmte Klientel, da es als Alternativen zur Geburt im öffentlichen Spital die Geburt zu Hause, im Geburtshaus oder im Privatspital gibt.

Fremdbestimmte Geburt

Bis in die 1990er Jahre noch hat die gebärende Frau wenig Mitspracherecht, was die Geburt ihres Kindes angeht. Die Ärztin, der Arzt ist die Fachfrau, der Fachmann und bestimmt das Geschehen. Die Frau hinterfragt wenig und akzeptiert die vorgegebenen Entscheidungen. Die Geburtsschmerzen werden leidend ertragen. Schmerzmedikamente werden verabreicht. Die Dosierung muss jedoch, infolge der Nebenwirkungen, sorgfältig abgewogen werden. Nicht etwa weil die Mutter zu stark unter den Nebenwirkungen leiden würde, sondern weil das neugeborene Baby Schaden nehmen könnte. Durch das mütterliche Blut gelangen die Wirkstoffe via Plazenta zum Kind. Wenn für die Frau die Wehen trotz Schmerzmitteln immer noch unerträglich sind, gibt es nicht allzu viele Alternativen. Die Geburt muss dann oft mit Wehenmitteln vorangetrieben werden, damit das Leiden endlich ein Ende findet. Die Periduralanästhesie¹ (rückenmarksnaher Anästhesie) ist schon bekannt, wird aber höchst selten angewandt. Der Vater des Kindes darf bei der Geburt dabei sein. Seine Rolle ist, die gebärende

Partnerin möglichst zu unterstützen, sei es moralisch oder beispielsweise mit einer Massage. Mit etwas Glück darf er nach der Geburt die Nabelschnur durchtrennen, und von der Hebamme wird er dann angeleitet, wie das Kind zu baden ist. Für die gebärende Frau ist die Hebamme eine wichtige Bezugsperson. Sie ermuntert sie durchzuhalten, beobachtet und unterstützt den Geburtsverlauf, schaut zum Wohl von Mutter und Kind. Bei Problemen arbeitet sie eng mit den Ärztinnen und Ärzten zusammen.

Die selbstbestimmte, sanfte Geburt

Gegen Ende des 20. Jahrhunderts sind immer mehr Frauen entschlossen, sich bei der Geburt nicht mehr komplett der Fremdbestimmung auszuliefern. Wünsche und Forderungen nach einer sanften Geburt werden lauter. In der Folge werden Geburtszimmer modernisiert, die oft bis an die Zimmerdecke gekachelten Wände freundlicher gestaltet. Pflanzen, Bilder und teilweise auch Farbe an den Wänden halten Einzug. Und die Gebärbadewannen und der Mayahocker² kommen gross in Mode. Der Frau steht nun zur Entspannung und Schmerzlinderung ein warmes Bad zur Verfügung. Sie darf auch mehrheitlich die Gebärposition selbst bestimmen, falls die Geburt normal verläuft. Die Periduralanästhesie wird häufiger angewendet. Die

64 Frau beteiligt sich aktiver am Geburtsgeschehen und macht Schritte in Richtung selbstbestimmte Geburt. Der Mann wird mehr in das Geschehen einbezogen, ist nicht mehr nur geduldeter Zaungast. In seltenen Fällen steigt er auch einmal mit in die Badewanne, bei der Geburt auf dem Mayahocker setzt er sich stützend hinter seine Frau.

In dieser Zeit werden in der Schweiz viele Geburtshäuser eröffnet. Die meisten Geburtshäuser bieten eine ganzheitliche Betreuung an (Schwangerschaftsbetreuung, Geburtsvorbereitungskurse, Wochenbettbetreuung, Beratungen). Die Hebammen gewinnen ein Stück des im Laufe der letzten 200 Jahre verlorenen Terrains zurück. Die Hebamme im Spital versucht möglichst den Bedürfnissen der Frau gerecht zu werden und kann ihr von der Wassergeburt bis zur Periduralanästhesie eine ganze Palette von erleichternden Massnahmen anbieten.

Backlash

Im neuen Jahrtausend kündigt sich ein neuer Trend an. Die romantischen Vorstellungen von der schönen, natürlichen und sanften Geburt werden mit den ersten starken Wehen über Bord geworfen. Für die heute gebärenden Frauen steht die schmerzfreie und termingerechte Geburt im Zentrum ihres Interesses. Geburtswenhen wollen nicht mehr ertragen werden. Die Periduralanästhesie wird heute viel früher verlangt.

Da Schmerzen eine nicht messbare Empfindung sind, stellt sich für uns Hebam-

men eine schwierige und neue Herausforderung: Selbstverständlich wollen und können wir keiner Frau eine Periduralanästhesie verbieten. Den Zeitpunkt hingegen möchten wir gerne mitbestimmen, da wir ahnen können, wie stark die Schmerzen noch werden. Die Frau fühlt sich bereits mitten in der Geburt. Wir hingegen wissen, dass sie sich eher am Anfang befindet. Die Paare verstehen nicht, weshalb der Muttermund sich nicht, wie in Büchern beschrieben, nach so vielen Stunden Wehenschmerz öffnet. Wir jedoch beobachten die zu schwache Wehentätigkeit. Wird dann frühzeitig der Periduralkatheter gelegt, muss die Geburt vorwärtsgehen, und oft müssen wir dann Wehenmittel einsetzen. Die Frau spürt trotz Fortschreiten der Geburt aber wenig bis keine Schmerzen. Sie kann schlafen, lesen, plaudern. Welch ein Unterschied in der Geburtshilfe! Statt Schreien und Stöhnen ist Ruhe im Zimmer. Auch der Partner ist erlöst, kann sich zurücklehnen, sich ausruhen, denn auch er hat die Schmerzen seiner Partnerin wohl schlecht ertragen. Mir scheint, als würden die Partner seit einiger Zeit fast zu dominant mitreden. Selten haben wir noch die Gelegenheit, allein mit der Gebärenden zu sprechen. Immer ist ihr Partner dabei, und manchmal redet er ganz selbstverständlich für sie. Auch kann er sich wohl nicht vorstellen, wie viel Kraft eine Frau hat und wie fähig sie ist, ihr Kind zu gebären.

Doch die Wünsche gehen noch weiter! Ist es nicht unpraktisch, nicht zu wissen, wann dieses Kind kommt? Ist es nicht einfacher, das Kind mit weniger Schmerzen gleich per geplanten Kaiserschnitt ans Licht der Welt zu holen? Die Frage ist, wessen Wunsch das ist. Ist das für die Ärztin, den Arzt lukrativer und planbarer, oder ist das wirklich der Wunsch der Frau? Werden die Risiken eines Kaiserschnitts verharmlost? Die Risiken für die Frau sind beim Kaiserschnitt nämlich vielfältig. Bei jedem Einsatz der Anästhesie können unvorhersehbare Zwischenfälle vorkommen, beispielsweise allergische Reaktionen. Während der Operation können Nachbarorgane verletzt werden. Nach der Geburt kann sich der dreifache Bauchschnitt entzünden oder sogar infizieren. Die Rückbildung ist verzögert. Dies bedeutet nicht, dass der Bauch länger gross bleibt. Die Gebärmutter hat eher Probleme, sich zusammenzuziehen, Infektionen sind auch dort gehäuft. Auch darf nicht ausser Acht gelassen werden, dass die Frau nach der Operation sicherlich die ersten Tage starke Schmerzmittel braucht, um aufstehen zu können. Das Kind kann sie nur mit fremder Hilfe versorgen. Und das Kind? Wer weiss, was es für ein Kind bedeutet? Erwiesen ist, dass ein per Kaiserschnitt zur Welt gekommenes Kind in den ersten Tagen vermehrt Atemschwierigkeiten hat.

Für den Partner mag die Planbarkeit eventuell angenehm sein. Meiner Meinung nach führt diese Entwicklung aber nicht zur selbstbestimmten Geburt, sondern wieder zurück zur Fremdbestimmung. Der Operationsplan bestimmt nun die Geburt. Die Frau probiert schon gar nicht aus, ob sie fähig ist zu gebären. Auch das

65

Wissen der Hebamme bleibt völlig auf der Strecke. Hat die Frau ihr geplantes Wunschkind, ihren geplanten Wunschkaiserschnitt bekommen, so kann sie sicher sein, dass ab sofort das Baby den Schlaf-Wach-Rhythmus bestimmt: planlos und nicht immer nach Wunsch, wie so vieles im Leben.

Zweifellos ist der Kaiserschnitt in einigen Fällen absolut lebensnotwendig und unverzichtbar, doch heute wird er je nach individuellem Wunsch eingesetzt. Glücklicherweise entscheidet sich die Mehrzahl der Frauen immer noch für die natürliche Geburt, gibt es doch heute Möglichkeiten, sie würdig und individuell zu gestalten. Und wie bereits erwähnt gibt es heute verschiedene Möglichkeiten, der Frau in ihren Schmerzen zu helfen.

Wer kann sich eine Geburt überhaupt vorstellen? Nur wer die natürliche Geburt mit ihrer Urkraft und Wucht erlebt und auch deren Schluss, die unendliche Erlösung – Ablösung. Wohl eines der intensivsten Erlebnisse im gesamten Leben.

66

- 1 Die Periduralanästhesie ist eine Teilanästhesie. Eine erfahrene Narkoseärztin resp. ein Narkosearzt legt einen Katheter in den rückenmarksnahen Epiduralraum. Durch diesen Katheter läuft kontinuierlich das Anästhetikum, was zur Folge hat, dass die Frau in der Bauchregion wenig oder keine Schmerzen mehr spürt. Oft kann sie sich jedoch nur noch mit fremder Hilfe bewegen.
- 2 Der Mayahocker ist ein kleiner, sichelförmiger Stuhl. Das Kind kann im Sitzen geboren werden.



67

„Guten Morgen, Majestät!“
Kompagnie zur Stelle!

Mütterlichkeit bürgerlichen Stils signalisiert die sitzende Kaiserin mit dem Kleinkind auf dem Schoß, Flotten- und Grossmachtsträume dagegen der deutsche Kaiser Wilhelm II. in Soldatenuniform mit den stramm stehenden Kindern (Ansichtskarte 1890er Jahre).

Après la guerre: les femmes et les enfants au Rwanda

Joséphine Mukakalisa

68

Le Rwanda est un pays enclavé au centre de l'Afrique, entouré au nord par l'Uganda, au sud par le Burundi, à l'est par la Tanzanie, à l'ouest par la République démocratique du Congo. La population totale du pays, selon le recensement général de la population et de l'habitat de 2002, est de 8 128 553 habitants avec une densité globale de 321 habitants au kilomètre carré, mais la densité réelle physiologique est de 378 habitants au kilomètre carré. Cette densité est des plus élevées du continent car le pays compte seulement 26 238 kilomètres carrés.

Comme dans plusieurs autres pays d'Afrique au sud du Sahara, le Rwanda est un pays dont la population est pro-nataliste. Depuis bien plusieurs décennies, le nombre d'enfants a constitué une richesse pour les familles, principalement les enfants garçons qui devaient assurer la perpétuité de la famille. Evidemment ce genre de croyance était aussi lié aux moyens de subsistance qui étaient disponibles dans le pays: l'activité principale du Rwanda était l'agriculture qui constituait la plus grande source de revenu et les enfants étaient une force indispensable pour l'exploitation agricole.

Population croissante et ressources insuffisantes

Cependant au fur et à mesure des décennies depuis l'indépendance (1962) jusqu'à nos jours la population a augmenté considérablement, la terre est devenue insuffisante et la pauvreté s'est accrue de plus en plus. Comme la population n'est pas très instruite, le problème de la limitation des naissances n'est toujours pas maîtrisé voire même pas connu. En effet, encore aujourd'hui 23,4 % de femmes contre 17,4 % d'hommes n'ont jamais été à l'école, 67,1 % contre 70,3 % ont fait seulement l'école primaire, 9,0 % contre 10,9 % ont fait l'école secondaire

et 0,6 % des femmes contre 1,4 % d'hommes sont allées au-delà de l'école secondaire.

L'accroissement rapide de la population menaçait d'affecter négativement le bien-être de la population car les ressources devenaient insuffisantes. C'est dans ce cadre que vers les années 1980, il a été créé un office national de la population (ONAPO) qui avait pour mission de sensibiliser la population et les responsables politico-administratifs sur le problème du contrôle de la croissance démographique. Avec beaucoup de moyens investis dans ce domaine, la sensibilité à ce problème a été beaucoup améliorée et en 1994 le nombre de femmes qui utilisaient les méthodes contraceptives avait atteint 18 % pour toutes les méthodes de contraception et 13 % pour les méthodes de contraception modernes.

Avec la guerre et le génocide de 1994, la situation a été tellement bouleversée que plusieurs familles ne pouvaient même pas entendre parler de planning familial après la perte de beaucoup de vies humaines. Le sentiment ayant suivi la guerre était le remplacement des morts, c'est ainsi que le taux de prévalence contraceptive est passé de 13 % en 1994 à 4 % en 2000.

Les conséquences de cette guerre ont été désastreuses et le pays a été caractérisé par la destruction tant des ressources humaines que financières et matérielles. La pauvreté légendaire du pays a été aggravée. L'esprit pro-nataliste de la population a refait surface et les autorités du pays n'ont pas encore pris de stratégie effective de contrôle de la population jusqu'à ce jour.

Le pays connaît actuellement des problèmes de chômage; bien qu'il y ait promotion de l'éducation, avec beaucoup d'écoles, tant publiques que privées, l'accès à l'emploi n'est pas du tout évident. En 2005 et au début de cette année 2006, la fonction publique a revu la politique de l'emploi et a restructuré les postes des travailleurs qui étaient pris en charge par l'Etat, si bien que plus de 50 % d'employés et d'employées se sont vus mis à la porte.

Plusieurs facteurs devraient constituer une motivation pour les familles de limiter les naissances, mais l'Etat hésite à asseoir une politique nationale de contrôle des naissances. Le Ministère de la santé a développé une politique de santé de la reproduction à partir de laquelle les programmes peuvent être développés au niveau des centres de santé et d'autres institutions de promotion de la santé, mais la position des leaders n'est pas encore clarifiée pour permettre à chacun d'identifier sa stratégie spécifique.

Les données démographiques, la guerre et le SIDA

Les données du Recensement Général de la Population et de l'Habitat de 2002 (RGPH 2002) et l'enquête démographique et de santé de 2005 (EDSR 2005) nous tracent la situation suivante:

69

- Les femmes rwandaises sont caractérisées par une forte fécondité (6,2 enfants par femme) ce qui fait que cette population est très jeune: 52 % de la population a moins de 18 ans. Le taux de dépendance est évalué à 113 % (RGPH 2002).
- La maternité des femmes est précoce: entre 12 et 19 ans les adolescentes sont déjà mères (RGPH 2002).
- La mortalité infantile est très élevée, elle est de 139 pour 1000 en 2002, la mortalité juvénile se situe entre 102 et 111 pour 1000 naissances vivantes et le taux de mortalité maternelle est également très élevé: il tournait autour de 700 pour 100'000 naissances vivantes lors de l'EDSR 2005.
- L'espérance de vie de la population est située entre 48,6 ans en milieu rural et 55,1 ans en milieu urbain (RGPH 2002).

Le paludisme est le premier facteur de morbidité et comme beaucoup d'autres pays au sud du Sahara, le Rwanda est affecté par le fléau du VIH/SIDA, mais beaucoup d'intervenants se sont investis dans la lutte contre ce fléau de telle manière que les chiffres qui étaient évalués à 11,5 % en 1996 sont actuellement abaissés jusqu'à 3,5 % du taux de séroprévalence (personnes vivant avec le VIH/SIDA).

70 Les enfants au Rwanda ont été très affectés par les effets de la guerre. Beaucoup sont orphelins: sur un effectif de 4'223'526 enfants âgés de moins de 18 ans, 2'959'463 ont les deux parents, 7 enfants sur 10 ont encore leurs deux parents, 3 enfants sur 10 sont orphelins de père, de mère ou des deux, c'est-à-dire presque 1 enfant sur 5 a perdu son père, 1 enfant sur 25 a perdu sa mère, 1 enfant sur 25 a perdu ses deux parents. Parmi les enfants d'âge scolaire (7 à 17 ans), 28,6 % n'ont jamais été à l'école, 74,1 % ont fait seulement l'école primaire tandis que 2,4 % ont un niveau secondaire. Les mauvaises conditions des enfants les exposent à la mendicité et à la prostitution avec pour conséquence l'infection à VIH et les grossesses non désirées. Les données de 2005 sur l'infection à VIH et les grossesses non désirées indiquent que les jeunes au Rwanda sont les plus infectés tandis que les grossesses non désirées chez les jeunes filles sont évaluées à 6 %.

Les femmes ne sont pas mieux placées dans ce tableau. Les familles dirigées par les femmes seules s'élèvent à 35,2 % de l'ensemble des chefs de ménages du pays. La taille moyenne des ménages dirigés par les femmes est de 4 % contre 4,8 % pour les ménages dirigés par les hommes. Les femmes veuves prédominent au sein des femmes chefs de ménages (58%). La majorité des ménages dirigés par les femmes vivent dans des quartiers spontanés des villes ou dans les milieux ruraux et souvent dans des maisons en sheeting ou autres matériaux précaires. L'approvisionnement en eau s'effectue à partir des sources non aménagées ou dans les rivières. Les sources d'énergie sont le bois de chauffage et le charbon. Ces ménages n'ont ni radio ni électricité.

Enfants ou non – une discussion qui ne se pose pas

Dans ces conditions où la majorité des femmes rwandaises ne pensent qu'à la survie au jour le jour, le problème de reproduction n'est pas une grande préoccupation surtout pour les non instruites qui constituent la majorité de cette population féminine. En l'absence d'informations suffisantes sur la contraception, beaucoup sont obligées d'avoir des enfants pour subsister – pour les veuves avec des liaisons officieuses aussi pour avoir plus d'attention des partenaires et pour les femmes qui sont mariées également pour avoir plus de considération dans la belle famille.

Les discussions sur le fait d'avoir des enfants ou non ne se posent pas. Ceux qui se marient savent que l'objectif principal c'est d'avoir des enfants et c'est après le 3ème ou le 4ème enfant qu'elles pensent à la contraception. Et tant que les programmes d'offre des services de planification familiale dans le pays ne sont pas très renforcés, l'accès à l'information et aux méthodes de contraception reste problématique bien que plusieurs femmes informées souhaitent limiter ou espacer leurs naissances. Les femmes instruites utilisent plus les méthodes de contraception que celles non instruites.

Principales sources

Recensement Générale de la Population et de l'habitat au Rwanda, 2002.
Enquête Démographique et de Santé au Rwanda, 2000.
Enquête Démographique et de Santé au Rwanda, 2005.

«mittendrin – 5 Frauen, 5 Jahreszeiten»

Nachgedanken zu meinem Dokumentarfilm

Salome Pitschen

72 Ich habe mich während mehrerer Jahre damit auseinandergesetzt, was Frauen im Alter zwischen 30 und 40 bewegt, weshalb sie welche Veränderungen im Berufs- und im Privatleben vornehmen. Dabei stand natürlich die Frage des Kinderkriegens im Zentrum, weil sämtliche anderen Aspekte wie Karriere, Partnerschaft, Ehe, finanzielle Sicherheit oder Selbstverwirklichung davon abhängen. Ich wollte herausfinden, was Frauen in meinem Alter dazu veranlasst, sich für oder gegen Karriere, Mutterschaft oder eine Verbindung von beidem zu entscheiden.

Ausgehend von solchen Fragen, war es mir ein Anliegen, die Befindlichkeit dieser Generation Anfang des 21. Jahrhunderts aufzuspüren und sichtbar zu machen.

Filminhalt

«mittendrin» ist eine poetische Studie über die Situation und das Lebensgefühl von fünf Frauen zwischen 30 und 40 aus dem Raum Zürich. Sie gehören zur ersten Generation von Frauen, die von den Errungenschaften der Frauenbewegung der 1970er Jahre kampfflos profitieren kann. Alle fünf stehen beruflich und privat vor wichtigen Veränderungen. Sie werden 15 Monate lang in ihrem Alltag auf der Suche nach einem stimmigen Lebensweg porträtiert, inmitten des Dschungels unzähliger Möglichkeiten, Modeströmungen und gesellschaftlicher Normen.

Ausgangspunkt

Bei der Suche nach fünf geeigneten Frauen, die ich mindestens ein Jahr lang begleiten wollte (es wurden 15 Monate daraus), stand für mich fest, dass ich die Frauen noch nicht kennen möchte, dass sie vor wichtigen Entscheidungen stehen und sich vom Typ und von ihren Überzeugungen her unterscheiden sollen. Es war mir ein

Anliegen, Frauen zu porträtieren, die ehrlich und kritisch mit sich selber sind, ihre Stärken und Schwächen wahrnehmen, sich analysieren und dementsprechend einen eigenen Weg einschlagen können.

Die erste Frau, die ich fand, hatte ich zufällig in der Partnerwahl-Sendung «Swiss Date» auf TeleZüri gesehen. Daniela, eine Karrierefrau mit viel Enthusiasmus, Charme und natürlichem Auftreten, arbeitet als Operation Manager bei einer Reinigungsfirma auf dem Flughafen Zürich. Bei Drehbeginn möchte sie in Kürze ihren zehn Jahre jüngeren Freund heiraten und Mutter werden; sie hat allerdings viele Zweifel und grossen Respekt vor dieser Entscheidung.

Simone lernte ich über ein Inserat in der Zeitschrift «Annabelle» kennen. Dort suchte ich eine Frau, die beruflich mit Styling, Schönheit und Weiblichkeit zu tun hat. Simone arbeitet als selbständige Imageberaterin. Sie ist glücklich verheiratet, konnte ihr eigenes Haus bauen und hat laut eigenen Angaben alles im Leben erreicht. Nun möchte sie ein Kind, doch plötzlich beginnt es in der Ehe zu kriseln ...

Via Inserat in der «Bauernzeitung» fand ich die Bäuerin Susi. Es war mir wichtig, eine Frau im Film zu haben, die ausserhalb des städtischen Kontextes lebt und so die anderen Frauen kontrastiert. Susi führt den Hof ihrer Eltern. Sie ist frisch verliebt, wollte keine Kinder und ist nun gerade schwanger geworden. Sie geht das Wagnis ein, die Arbeit und somit das ganze Leben auf ihrem Biobauernhof mit dem neuen Freund zu teilen. Sie gerät dadurch unverhofft – zumindest von aussen betrachtet – in die traditionelle Rolle als Bauernfrau und Mutter.

Gisela fand ich in einer Yogaschule. Ich wollte unbedingt eine Frau porträtieren, die auf spiritueller Suche ist. Sie hat einen Bürojob und möchte sich baldmöglichst als Yogalehrerin selbständig machen. Sie ist Single und träumt davon, nach Indien zu reisen, um bei einem berühmten Yoga-Guru Unterricht zu nehmen.

Die fünfte Protagonistin schliesslich, das wusste ich, musste eine Mutter sein. Ursprünglich wollte ich eine traditionelle Hausfrau und Mutter suchen, doch dies erwies sich als sehr schwierig. Niemand meldete sich auf die Inserate, und auch in meinem weiteren Bekanntenkreis fand niemand diesen Typ Frau interessant genug, um ihn in einem Film porträtiert zu sehen. Mir wurde schliesslich Adriana, eine alleinerziehende Mutter, empfohlen, die als kaufmännische Angestellte tätig ist. Mit ihr konnte ich Alleinerziehenden ein Denkmal setzen. Diese sind in Zürich keine Minderheit mehr. Adriana träumt davon, sich neu zu verlieben und eines Tages eine eigene Salsatanzschule zu leiten.

Motivation und Absicht

Ich habe absichtlich Frauen ausgewählt, deren Biographien keine extremen Brüche aufweisen (wie Missbrauch, Sucht oder Krankheit), sondern Frauen,

deren Biographien jenen der Mehrheit der Frauen gleichen und die somit identifikationsstiftend sind. Ihre Geschichten sind individuell, ohne herauszuragen, und gleichzeitig bezeichnend für die heutige Zeit. Sie sind wie die meisten ihrer Generation Pionierinnen – ohne sich dessen bewusst zu sein. Sie suchen neue Wege zwischen Karriere und Mutterschaft, fern von gängigen Klischees und ohne Vorbilder. Gerade unter der Oberfläche sogenannt alltäglicher Geschichten verbergen sich emotionale Tiefe und Menschlichkeit, die nachvollziehbar sind und alle etwas angehen.

Die ausgewählten Frauen unterscheiden sich durch die soziale Herkunft, den Beruf, die Beziehungssituation und das Temperament. Doch ihnen allen ist etwas gemeinsam: Sie hören die biologische Uhr unüberhörbar ticken und stehen deshalb unter dem Druck, sich baldmöglichst für einen Lebensplan entscheiden zu müssen, der nicht mehr rückgängig zu machen ist – eine Erfahrung, die diese Generation erst am Entdecken ist, da sie mit dem Motto «anything goes» aufgewachsen ist. Gemeinsam ist ihnen auch eine intensive Phase der Neuorientierung und der Suche nach einer befriedigenden Lebensweise. Sie stehen alle in einem Gewirr existenzieller Fragen und Entscheidungen, die ihr Leben nach 40 massgebend prägen werden.

74 Der zentrale Lebensabschnitt zwischen 30 und 40 wird leider selten ernsthaft in seiner ganzen Bandbreite öffentlich diskutiert. Filme gibt es meines Wissens nur wenige zu diesem Thema, oder wenn es sie gibt, wie etwa die Serie «Sex and the City», dann sind sie meist oberflächlich, übertrieben oder stereotyp.

Ich habe herausgefunden, dass viele dieser Fragen auch im privaten Umfeld vieler Frauen zu wenig thematisiert werden – aus Angst, sich blosszustellen, Schwächen zu zeigen, einen weniger perfekten Eindruck zu hinterlassen. Der Druck ist gross, als souveräne, gut gestylte, sexy Frau zu gelten, beruflich erfolgreich, gleichzeitig aber auch eine liebevolle Mutter zu sein, die nebenbei auch noch den Haushalt im Griff hat und eine tolle Partnerschaft führt. Diesen enormen Anforderungen kann keine Frau gerecht werden. Und doch deuten unsere Werbung und unsere Gesellschaft darauf hin, dass genau das von jeder Frau verlangt wird. Die neuen Freiheiten, die wir dank der hart erkämpften Gleichberechtigung erhalten haben, sind leider auch zu einer grossen Bürde geworden.

Vor diesem gesellschaftlichen Hintergrund wollte ich herausfinden, wie es Frauen während der entscheidenden Lebensphase zwischen 30 und 40 geht. Was ist ihnen am wichtigsten: Karriere, Familie, Partnerschaft, Geld oder Selbstverwirklichung? Wollen sie trotz der in Zürich herrschenden Scheidungsrate von 50 Prozent heiraten? Wie frei und unabhängig sind sie wirklich, ihren eigenen Weg zu gehen? Wagen sie es, in einer wirtschaftlich unsicheren Zeit neue Le-



Eine gutbürgerliche Familie: Der Mann zeigt sich als besorgtes Familienoberhaupt, die Mutter als liebende Mutter und Gattin; der kleine Knabe trägt noch das Röckchen, doch markiert der Hut den kleinen Matrosen; die jüngeren Mädchen umringen die Mutter, das älteste zeigt schon Verantwortung (Familienfoto 1880).

bensformen auszuprobieren? Wie stark sind gesellschaftliche Normen auch in Kopf und Herz bewusst lebender Frauen verankert?

Die Dreharbeiten

Das kleine Filmteam, bestehend aus Kamerafrau, Tontechniker und Regisseurin, besuchte die Protagonistinnen im Abstand von drei Monaten – entlang den Jahreszeiten. Die Dreharbeiten begannen im Frühling 2004 und endeten im Frühling 2005. Der Dreimonatszyklus bot jeweils genügend Zeit, damit sich bei den Frauen Wichtiges verändern konnte. Es war bezeichnend, dass sich im Herbst erste Krisen anbahnten und im Winter eine Vertiefung der Gespräche stattfand. Themen aus der Vergangenheit wurden aktuell, und ungeahnte Geschichten drangen an die Oberfläche. Gegen Ende herrschte wieder eine leichtere, positive Stimmung mit einem kurzen Ausblick in die Zukunft.

Schlussfolgerungen

Für mich war es beeindruckend, zu sehen, wie aktiv alle Frauen waren, stets auf der Suche nach etwas, stets am Ausprobieren und Erproben von neuen Wegen. Und gleichzeitig wurde mir auch bewusst, wie stark gesellschaftliche Normen das Denken, Fühlen und Handeln beeinflussen.

76

Im Verlauf der Dreharbeiten stellte sich heraus, dass alle Frauen ein grosses Bedürfnis nach Geborgenheit, Sicherheit und – Familie hatten. Diese traditionellen Werte üben immer noch einen enormen Einfluss aus. Doch weil es im 21. Jahrhundert eine Selbstverständlichkeit ist, dass Frauen arbeiten und sich selber verwirklichen können, ist es schwierig geworden, den neuen Lebensstandard mit traditionellen Werten zu verbinden. Durch diese Reibung entstehen enorm viele Schwierigkeiten. Sie machen es beinahe unmöglich, einen eigenen Weg zu gehen, der persönliche Bedürfnisse berücksichtigt. Der Druck, innerhalb der herrschenden Verhältnisse zu funktionieren und einen angesehenen Platz in der Gesellschaft zu finden, ist gewaltig. Man hat kaum Möglichkeiten, wirklich neue Wege zu erproben, sonst würde man zur Aussenseiterin.

Ich erkläre mir den Wunsch nach Familie, nach Zugehörigkeit im weitesten Sinne, dadurch, dass uns theoretisch so viele Freiheiten zur Verfügung stehen wie nie zuvor. Und gerade deshalb, weil das so überfordernd ist, sehnen sich viele nach einem klar abgegrenzten, «geordneten» Leben. Und gleichzeitig löst dies auch Ängste aus, weil sich diese Generation nicht gewohnt ist, sich definitiv für einen Lebensplan zu entscheiden. Das Motto «anything goes», das uns spätestens seit dem Teenager-Alter begleitet, ist genauso tief in uns verankert wie der Wunsch nach Sicherheit und Familie: Diese Diskrepanz ist ein zentrales Element im Leben der 30- bis 40-jährigen Protagonistinnen und äussert sich jeweils auf unterschiedliche Weise.

Fazit der Dreharbeiten

Bei der Karrierefrau Daniela macht sich diese Diskrepanz so bemerkbar, dass sie sich fast ein Jahr lang mit der Frage quält, ob es die richtige Entscheidung sei, ihren Freund zu heiraten und eine Familie zu gründen. Bei der alleinerziehenden Adriana geht es darum, dass sie ihren Traum von der eigenen Tanzschule schliesslich aufgeben muss, weil sie neben ihren Tätigkeiten als Mutter und kaufmännische Angestellte schlicht zu wenig Zeit für etwas anderes Wichtiges hat. Die Yogalehrerin Gisela schafft es zwar, sich selbstständig zu machen und ihren Traum, zu ihrem Yoga-Guru nach Indien zu reisen, zu verwirklichen. Doch ihr Beziehungsleben ist unsicher, alles ist offen, obwohl auch sie gern bald Mutter werden würde. Die Imageberaterin Simone, die alles in ihrem Leben zu haben glaubt, beginnt in dem Moment, in dem sie sich für ein Kind entscheidet, zu realisieren, dass die Welt, die sie sich aufgebaut hat, auf wackligen Beinen steht.

Interessanterweise wurde die einzige, die keine Kinder haben wollte, während der Dreharbeiten Mutter. Und gerade sie, die Bäuerin Susi, die am meisten durch äussere Umstände gebunden ist und kaum einmal ihren Hof verlassen kann, ausgerechnet sie wirkt am freiesten von allen. Sie hat sich für ein Leben als Landwirtin und Mutter entschieden und hinterfragt schon seit längerem die sogenannten Freiheiten, die wir in der westlichen Welt zu haben glauben. Für sie hat Freiheit nichts mit materiellen Werten zu tun. Sie fühlt sich frei, wenn sie sich über die kleinen Dinge des Lebens freuen kann: über Veränderungen in der Natur, über das Geniessen von schönen Momenten mit Freunden und Freundinnen, über die Fortschritte ihrer Tochter.

77

Es ist traurig und absurd, festzustellen, dass es ausgerechnet den Stadtmenschen, die so viele Lebensmöglichkeiten haben, am schwersten fällt, einen Weg zu finden, der ihnen entspricht, der sie glücklich macht. Viele verlieren sich im Dschungel der Möglichkeiten, entfernen sich von sich selbst und sehnen sich schliesslich nach einem sicheren Wert, den sie in der Ehe und in der Familie zu finden glauben.

Die grosse Kunst ist es wohl, sich aus dem Herzen, fern von gesellschaftlichen Normen für einen individuellen, stimmigen Lebensweg zu entscheiden. Dies bedeutet aber viel Arbeit. Susi ist es gelungen, sich für eine Lebensform zu entscheiden. Doch ihr ist bewusst, dass sie täglich gefordert ist, sich selbst zu bleiben, irgendwo zwischen Baby, Mann, Bauernhof und Grosshaushalt.

«mittendrin – 5 Frauen, 5 Jahreszeiten», Dokumentarfilm, Schweiz 2006, Regie: Salome Pitschen, Länge: 89 Min., ab Herbst 2006 in den Kinos der Deutschschweiz zu sehen. www.settebello.ch

Erwünscht – unerwünscht

«Akademikerinnen» und «Migrantinnen» im deutschen bevölkerungspolitischen Diskurs

Margrit E. Kaufmann

78

Aus der üblichen Zeitknappheit als Mutter und Akademikerin, der das Thema «Kinderwunsch und Kinderlosigkeit» – und diesbezügliche Verbindungen politischer und subjektiver Perspektiven – zugleich am Herzen und auf der Seele liegt, ergab sich nachfolgender Text, zwischen Essay, Pamphlet und wissenschaftlichem Artikel. Es geht darin speziell um die deutschen Verhältnisse, da hier mein aktueller Lebensmittelpunkt ist und sich meine wissenschaftlichen Forschungen der letzten Jahre vor diesem Hintergrund auf die Lebensbedingungen von Frauen, insbesondere von Frauen mit Migrationshintergrund, beziehen. Doch lässt sich bestimmt vieles davon auf die schweizerischen Verhältnisse übertragen.¹

Kinderwünsche staatlicherseits

In der Bundesrepublik haben Krisenszenarien, wie sie die Schlagzeilen der Medien schüren – durchaus auch in liberalen Zeitungen und unter wissenschaftlicher Federführung – insbesondere seit dem Jahr 2001 Konjunktur. Sie beklagen eine «Überalterung» der deutschen Gesellschaft und warnen vor einem «Aussterben der Nation». Wirtschaftliche und soziale Probleme, die im Zuge der sogenannten Wiedervereinigung verstärkt und in neuen Dimensionen auftraten, wurden mit dem Problem des «Bestandserhalts» der Bevölkerungszahl, genauer: mit der Geburtenhäufigkeit, in Verbindung gebracht. Die Rentenkrise wurde in diesen Szenarien nicht auf die aktuelle Wirtschaftslage bezogen, z.B. auf die Zahl der Arbeitsplätze und die Höhe der Einkommen, sondern auf das «Ende des Generationenvertrags», wonach Eltern für die Kinder sorgen und diese später für die alternden Eltern. Gedroht wird gar mit einem «Zusammenbruch des sozialen Sicherungssystems».

Vorgeblich, um zukünftige Katastrophen zu verhindern, hat der Diskurs nach 2001 von der Politik eingefordert, Massnahmen zu ergreifen, welche die Migration dem Bedarf entsprechend zu lenken vermögen. Mit dem Zuwanderungsgesetz von 2005 wurde auf diese Forderungen eingegangen. Dem nachfolgenden, medial gepuschten Aufruf zu einer geburtenfördernden Familienpolitik entspricht nun die CDU-Regierung mit der Familienministerin von der Leyen. – Eine solchermaßen offensive Bevölkerungspolitik – zwar nicht als das bezeichnet, sondern als «Migrations-» und «Familienpolitik» – war in der Bundesrepublik aufgrund der rigid und vernichtend betriebenen NS-Volkskörperpolitik jahrelang tabu. Doch heute geben die Medien vor, dass von den PolitikerInnen erwartet würde, dass sie die Bevölkerungszahl und -art wieder offensiv beeinflussen sollen.

Durch die mediale und politische Verbindung von Ökonomie und Geburtenhäufigkeit und die an Frauen gerichtete Aufforderung, mehr Kinder zu gebären, entstand die Idee, dass die kinderlos bleibenden Frauen für diese bedrohliche «Lage der Nation» verantwortlich seien. Demographische Prognosen für 2050 rechnen mit einem Rückgang der Bevölkerungszahl von heute 82,5 auf 70 Millionen (Bölsche et al. 2004). Das zum bevölkerungspolitischen Desaster erklärte Phänomen wird gleichgesetzt mit der staatlichen Geburtenziffer pro Frau: Rund 1,3 lautet die aktuelle Zahl, die ständig in internationalen Vergleichsstatistiken neben Spanien, Griechenland und Italien am unteren Ende Europas aufgezeigt wird. – «Jede dritte 35-Jährige bleibt kinderlos» (Dietl 2001, S. P297). Von den Vätern ist hier keine Rede. Und die Kinder? Welches Bild verbreiten die Medien von ihnen?

Betrachten wir als idealtypisches Beispiel einen Ausschnitt aus dem von mir breiter untersuchten Diskurs: Das Titelblatt von «Der Spiegel» 2/2004, einer Ausgabe mit bevölkerungspolitischem Dossier, zeigt ein Kleinkind, einen kleinen Jungen, im Windelhöschen in Schwarz-Rot-Gold. Er stemmt wie ein Schwergewichtheber ein Gewicht, auf dem 17 ältere Menschen, wie auf einer Parkbank sitzen. Nur fünf davon sind Männer. Dazu lautet der Titel: «Der letzte Deutsche. Auf dem Weg zur Greisen-Republik». Mit der Metapher «deutsche Kinder sind stark» kommt zum Ausdruck: Deutschland + Kinder = Stärke. Die nationalen Interessen am Kind manifestieren sich pathetisch in der Verbindung von Flagge, Geste und Titel.

Weil das Gleichgewicht zwischen Jung und Alt gestört ist, sagt mir das Bild, muss der kleine deutsche Gewichtheber siebzehn Menschen tragen; er muss sie aufwiegen, für sie aufkommen. Real ist es aber so, dass ein Kleinkind, das noch in Windelhöschen steckt, selbst von anderen Menschen, meist von der Mutter, gepflegt, umsorgt und gehalten wird, um später einmal gross und stark zu werden. Dieses «starke, riesige Kleinkind» gibt eine vermeintliche Selbständigkeit vor und macht dadurch, wie in unserer Gesellschaft üblich, die lebenswichtigen Mütter- und Hausfrauentätigkeiten unsichtbar.

79

Kinder werden gebraucht, so die Aussage, weil sie zukünftig massiv die Lasten der Alten zu tragen haben. Mit Butler (1995) gesprochen hat der Körper des Jungen mehr «Gewicht» als die verworfenen Körper der Alten. Wie beim Diskurs um das Zuwanderungsgesetz geht es hier um nationale Interessen an bestimmten Menschengruppen. Auch hier sind die einen Menschen erwünscht, die anderen nicht, je nach wirtschaftlichem Gebrauchswert. Es geht im Sinne der Biopolitik (nach Foucault 1992) immer um ein Zuviel und Zuwenig zugleich.

Welche Konsequenzen haben die aktuellen bevölkerungspolitischen Tendenzen für Frauen?

Kinderlose Akademikerinnen als Zielgruppe der Bevölkerungspolitik

In derselben «Spiegel»-Ausgabe wird der Leitartikel mit einem Verweis auf die «deutschen Akademikerinnen» eingeführt, die auf «Mutterglück und Mutterstress» «verzichten» würden (Vgl. Bölsche et al. 2004). Mit der Forderung nach familienpolitischen Massnahmen richtet sich der Mediendiskurs auf die Frauen, von denen erwartet wird, dass sie die erwünschten Kinder gebären und aufziehen. Als neuere Zielgruppe diskursiver Strategien werden nun «die Akademikerinnen» anvisiert oder vom Diskurs umworben, weil sie prozentual besonders wenig Kinder bekommen würden. Obwohl sich laut dem Mediendiskurs 80% der Studentinnen Kinder wünschen, haben 42% der Akademikerinnen, laut Statistik, keine Kinder. Im «Spiegel»-Dossier gibt es dazu einen speziellen Artikel, (Dürr/Voigt 2004) der Frauen vorstellt, die mit oder ohne Kinder Karriere machen. Die Titelschlagzeile lautet: «Wie schafft ihr das bloss? – Frauen haben die Wahl: Karriere, Kinder – oder der Kompromiss. Gerade Akademikerinnen entscheiden sich besonders oft für den Verzicht aufs Kind. Was müsste passieren, damit das anders wird? Erfahrungsberichte zeigen: Mit Familienpolitik allein ist das Problem nicht zu lösen.» Das Fazit des Artikels lautet: «Kein Mensch kriegt Kinder, um Deutschland zu retten.» Aber: «Es gibt sie, die Ausnahmefrauen, die alles mühelos zu vereinbaren scheinen.» Und: «Es wäre schön, wenn es noch viel mehr Frauen gäbe, die diesen Wahnsinn wagen.» – Das klingt nach dem Motto: «Frauen, ihr kriegt das auch noch hin ...», keine Aufforderung zu staatlicher und wirtschaftlicher Beteiligung an der Kinderversorgung, durch Betreuungsangebote beispielsweise, sondern eine Individualisierung der Probleme und Belastungen. Was allerdings die «deutschen Mütter», die besonders gute Mütter sein wollen (vgl. Vinken 2001) selbst mittragen.

Weshalb nun werden gerade Akademikerinnen zur Zielgruppe bevölkerungspolitischer Ansätze? Wie der «Spiegel»-Artikel anführt, sollen wir, so wünschen es sich auch die Bildungsforscher, die «geistige Elite von morgen» grossziehen, denn: «Die PISA-Studie hat gezeigt, dass der Schulerfolg der Kinder unmittelbar mit dem Bildungsgrad der Mutter zusammenhängt. Wenn sich aber zu viele Akademikerinnen

80



Intimes Band zwischen Mutter und Neugeborenem: Der Ehemann und Vater ist als Maler dieser Szene nur betrachtender Dritter (Joaquin Sorolla 1895).

81

ins Kinderzimmer zurückziehen, ist das auch eine Katastrophe. Gut ausgebildete Menschen sind das wichtigste Potential der rohstoffarmen Industrienation Deutschland» (Bölsche et al. a.a.O.).

Es ist in den Medien von «Gebärstreik» die Rede, doch die Gründe für die Kinderlosigkeit sind vielfältig und unterstehen nur bedingt einer bewussten Entscheidung. Viele Frauen warten auf den richtigen Zeitpunkt für eine Schwangerschaft; doch dann ist es irgendwann zu spät. Zum einen werden Luxusgüter und Freiheiten gegen die Vorstellung einer Familiengründung aufgewogen, und gut Ausgebildete folgen in der Regel ihren beruflichen Plänen, in denen Kinder wenig Platz haben; denn im zunehmenden Konkurrenzkampf um Arbeit werden Flexibilität und Mobilität verlangt, was nicht zu Familiengründungen passt. Zum anderen erscheint die Zukunft den jungen Menschen als ungewiss, leben doch viele weder in gesicherten Arbeitsverhältnissen noch in stabilen Beziehungen. Dies trifft gerade auf AkademikerInnen zu: Der akademische Mittelbau lebt oftmals vom Existenzminimum; Stellenbefristungen, Teilzeitarbeit und der Druck zum Wechsel des Arbeitsortes nehmen, auch auf gehobenem Niveau, zum Beispiel durch die wissenschaftliche Transnationalisierung, zu.

82

Im «Spiegel»-Artikel wird der Mangel an mütterlichen Vorbildern für die Vereinbarung von Familie und Beruf beklagt, denn: «Die meisten Mütter blieben zu Hause und waren für die Kinder da. (...) Aber während vor allem Mittelschichtmütter ihren Töchtern in den Siebzigern das traditionelle Ideal vorlebten, predigten sie das Gegenteil: macht Karriere! Macht euch unabhängig von einem Ernährer! Diesen Widerspruch versuchen sie nun zu leben. Sie sind die Generation, die den Umbruch schaffen soll». Frauen sollen nun Autonomie beweisen, indem sie, den Mangel an männlicher und gesellschaftlicher Beteiligung ausgleichend, für alles verantwortlich gemacht werden. Den Müttern werden aber zugleich die Entscheidungsmöglichkeit, Verantwortung und Inkompetenz zugeschrieben. Man muss sie auch immer wieder belehren und kleinmachen. Obschon in Deutschland, laut Barbara Vinken (2001), noch immer angenommen wird, dass Frauen zur Mutterschaft berufen seien, werden «Nur-Mütter» geringgeschätzt. Frauen verhalten sich oft selbst so, dass sie verzichten, sich zurücknehmen und kein egalitäres Familienmodell anstreben. Karrierefrauen gelten als selbstsüchtig, und die Frauenbewegung – aber auch die «Pille» – wird bezichtigt, Frauen zum Leben ohne Kinder verführt zu haben.

Die Spaltung in «Mütter» und «Karrierefrauen» beinhaltet auch den Anspruch, dass wir, wenn wir schon keine Mütter seien, dann zumindest Karriere machen sollten. Dass hingegen die meisten Menschen wenn überhaupt, dann in Arbeitsverhältnissen leben, die keineswegs etwas mit «Karriere» zu tun haben, wird ausgeblendet. Doch die Erfolgreichen, wie die Vorzeigefrau Familienministerin von der Leyen mit ihren sieben Kindern, entsprechen bezüglich der Frage nach der Vereinbarkeit

von Beruf und Familie nicht der Problemgruppe, denn sie können sich Tagesmütter, Putzfrauen, Au-Pairs u.ä. leisten. Sie tragen damit bei zu einer Hierarchisierung der Reproduktion nach amerikanischem Vorbild, wonach Frauen aus unteren Schichten, oftmals mit anderer kultureller Herkunft, die Kinder der Bessergestellten aufziehen. An der Hervorhebung der Kategorie der Akademikerinnen zeigt sich, dass nicht generell Kinder erwünscht sind, sondern mehr Kinder von intelligenten, gut-situierten Eltern.

Und die Väter? Selten wird im Diskurs mitgedacht, dass es, wenn es um Kinderwünsche staatlicherseits geht, wenn schon Anreize geschaffen werden sollen, dann genauso darum ginge, die Vaterschaft attraktiv zu gestalten und den Vätern die Vereinbarkeit zu erleichtern. Dadurch dass sich die staatlichen, gesellschaftlichen Kinderwünsche vorrangig an Frauen richten, zementieren sie traditionelle Geschlechterpolarisierungen bezüglich der Elternschaft.

Kinderlose Deutsche – kinderreiche Migrantinnen?

Im bevölkerungspolitischen Diskurs ist man sich über die Bedeutung der Kinder von Migrantinnen nicht einig. Generell wird Migrantinnen, wie das Zuwanderungsgesetz untermauert, (vgl. Kaufmann 2004) eine Funktion als Reservebevölkerung zugeschrieben, die je nach Bedarf eingesetzt werden kann. Das vorherrschende, zugleich die Anderen beneidende und abwertende Bild kinderreicher Familien mit Migrationshintergrund stimmt nicht mit deren Lebenswirklichkeit überein, denn laut Bevölkerungswissenschaft hat sich die Geburtenhäufigkeit bei Migrantinnen an das deutsche «Geburtenniveau» angepasst. Die Geburtenziffer der Migrantinnen sank zwischen 1975 und 1999 von 2,4 auf aktuell 1,8. Doch haben Familien in der Migration je nach Migrationsgrund, Schicht, Herkunftsregion, Bildung, Alter, Staatsangehörigkeit u.a.m. sehr unterschiedliche Familiengrößen und -vorstellungen. Allgemein lässt sich dazu sagen, dass bei Familien in der Migration im Vergleich zu den Deutschen die Zahl der Alleinerziehenden kleiner ist.

Aus meiner praktischen und wissenschaftlichen Arbeit mit Müttern und jungen Ehefrauen unterschiedlicher nationaler und kultureller Herkunft, die in der Bundesrepublik leben, habe ich erfahren, dass das Thema Kinderwunsch ein sehr wichtiges für die Frauen ist. Bei Frauen aus unteren sozialen Schichten, die eher rückwärts-gewandt und traditionsorientiert hier leben, gehören Mutterschaft und Frausein zusammen. Solche Frauen trifft die ungewollte Kinderlosigkeit besonders hart. Die von mir befragten kinderlosen Migrantinnen sind schnell dazu bereit, die von den Gynäkologen angebotenen fortpflanzungsmedizinischen Hilfen in Anspruch zu nehmen, bei manchen verbunden mit hohen Ausgaben und hohem Gesundheitsrisiko. Die Hormonbehandlungen, Versuche der In-vitro-Fertilisation und weitere Behandlungen richten sich – wie die pränataldiagnostischen Massnahmen – nach

83

dem Frauenkörper aus. Frauen – auch deutsche – tragen dieses System mit und nehmen meist die Zuweisung der Schuld an der ungewollten Kinderlosigkeit in Kauf, oftmals, wie die Migrantinnen betonen, ganz bewusst, um ihren Mann zu schützen und damit seine Ehre zu retten, was auch ihnen wieder zugutekomme. Ein Hinweis darauf, dass die subjektiven und kulturellen Auffassungen diesbezüglich komplexer sind und wir mit Urteilen über andere Frauen vorsichtig sein sollten.

Auf der anderen Seite habe ich auch mit einigen Migrantinnen gesprochen, die bereits drei, vier oder fünf Kinder haben und meinten, das sei genug, doch dann erneut, nun eben ungewollt, schwanger wurden. Für die erforschte Gruppe kam eine Abtreibung nicht in Frage. Die Frauen nahmen ihre Schwangerschaft als Schicksal an – die Muslima mit dem Verweis auf Allah, der es so wolle. Trotz ihrer Trauer und Wut über die Lebensbedingungen machten die Frauen in den Gesprächen immer wieder Spässe darüber, dass die einen zu wenig und die anderen zu viele Kinder hätten, aber dass es ihnen wohl so beschieden sei. Und ich habe sie in dieser Situation darum beneidet, dass sie dies einfach so sehen können, dass eben Kinder haben oder nicht, oder «Leben machen» (nach Foucault 1992), sich doch (noch) der Kontrolle und der Planung entzieht. Ob die befragten Migrantinnen ihre Kinder weniger funktionalisieren, als wir das zurzeit tun, bleibt dahingestellt.

84 Denn schlimmer noch als der Status der Frauen im bevölkerungspolitischen Diskurs ist doch jener der Kinder, ein Abbild für deren Bedeutung in unserer Gesellschaft: Sie kommen als Kategorie, einer frei verfügbaren Spielmarke vergleichbar, zum Einsatz. Kinder werden hier nicht als eigenständige Wesen mit Bedürfnissen und Rechten betrachtet, sondern in erster Linie als «Bevölkerung», ausgedrückt in Zahlen und Kurven. Begehrt sind sie als gesunde, nicht «behinderte» «Qualitätskinder», spätere «gutausgebildete» StaatsbürgerInnen, einer Rohstoffquelle unserer «rohstoffarmen Industrienation» vergleichbar, als spätere hochgebildete Arbeitskräfte und Steuernzahlende. «Kinder» werden reduziert auf die Metapher «Zukunft der Nation». – Eine solche Grundhaltung trägt selbstverständlich, auch wenn das Gegenteil beteuert wird, weder dazu bei, einem Lust auf Kinder zu vermitteln, noch dazu, das alltägliche Leben für Kinder und Eltern zu erleichtern.

Literatur

- Jochen Bölsche u.a., Land ohne Lachen, in: Der Spiegel 2/2004, S. 38–48.
Judith Butler, Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts, Berlin 1995 (engl. Orig. 1993).
Johannes Dietl, Weiterer Rückgang zu erwarten, in: Deutsches Ärzteblatt Jg. 98, Heft 19, 2001, S. P296–P298.
Anke Dürr und Claudia Vogt, «Wie schafft ihr das bloss?» in: Der Spiegel 2/2004, S. 49–53.
Michel Foucault, Leben machen und sterben lassen. Die Geburt des Rassismus, in: Diss-Texte 25, Duisburg 1992 (franz. Orig. 1976), S. 6–26.
Margrit Kaufmann, KulturPolitik – KörperPolitik – Gebären, Opladen 2002.
Margrit Kaufmann, Offenheit für Zuwanderung und Integration – Angst vor Überfremdung, Überalterung und Aussterben. Ein diskursanalytischer Beitrag zum deutschen Zuwanderungsgesetz, in: Christoph Köck u.a. (Hg.), Zuwanderung und Integration. Kulturwissenschaftliche Zugänge und soziale Praxis, München 2004, S. 83–95.
Renate Schmidt, S.O.S. Familie. Ohne Kinder sehen wir alt aus, Reinbek bei Hamburg 2003.
Barbara Vinke, Die deutsche Mutter. Der lange Schatten eines Mythos, München/Zürich 2001.

1 Zu meiner wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit Mediendiskursen und Bevölkerungspolitik vgl. Kaufmann 2002.

Die zwei Marias

Fruchtbarkeitssymbolik in Europa und Lateinamerika als kulturelles Referenzsystem¹

Jael Bueno

86

Maria, die viel verehrte Mutterfigur, was bedeutet sie für Frauen hier in Europa, wo ich seit 15 Jahren wohne, was für die Frauen in Lateinamerika und auch in Bolivien, wo ich geboren und aufgewachsen bin und als junge Frau und Soziologin zur Feministin geworden bin? Der Marienkult als kulturelles Referenzsystem, hier und dort, was beinhaltet er? Sind die zwei Marias, die europäische und die lateinamerikanische, als Fruchtbarkeitssymbole und Teil des geschlechterkonnotierten kulturellen Referenzsystems vergleichbar? Nicht zu vergleichen? Vergleichsweise ungleich? Fragen über Fragen, und ich selbst als Beobachtete und dann wieder als Beobachterin, mittendrin zwischen den kollektiven Erwartungen bezüglich der Mutterrolle und meinen individuellen Erfahrungen und Möglichkeiten als Frau und Mutter und Feministin dazu. Es ist in diesem Dazwischen, wo ich Raum finde für Hypothesen, wenn sich mir solche Fragen aufdrängen, Fragen, die eben auch rund um die Fruchtbarkeit der Frauen zirkulieren, nach den Besonderheiten der je anderen kulturellen Referenzsysteme.

Unterschiedliche Hintergründe des Marienkultes

Auf der Suche nach Antworten führte mich schon vor Jahren ein Text von Julia Kristeva zu einer ersten Spur. Kristeva zeigt auf, dass die Darstellung der Maria eines der mächtigsten die Phantasie lenkenden Systeme ist, die in der Geschichte der Zivilisationen bekannt sind, und dass deren Gewicht bei der Konstituierung der Geschlechtsrolle in der westlichen christlichen Welt praktisch universal ist.² Nachdem ich diese Zeilen gelesen hatte, stieg die Erinnerung an das Frauenideal in mir hoch, das uns eingetrichtert wurde, als wir kleine Mädchen waren, ein Frauenideal, das sicher auch von kleinen Mädchen des alten Kontinents als absolut nachahmens-

wert eingefordert wurde: das Bild der Jungfrau Maria als «Einzigartige ihres Geschlechts».

Eroberung und Kolonisierung brachten zwei Arten, das Transzendente zu betrachten, miteinander in Kontakt: die präkolumbische und die europäische Kosmvision. Sonia Montecino schreibt in ihrem Buch «Muttern und Kegeln»: «Die präkolumbische Kosmvision enthielt die detaillierte Vorstellung eines mit männlichen und weiblichen Gottheiten bevölkerten Pantheons, das Ganze innerhalb eines komplexen Geflechtes von Mythen und Riten, wo die Geschlechtskategorien in einer ausgeglichenen Beziehung oder in einem Verhältnis komplementärer Gegensätze zueinander standen.»³ Maria Rostworowski führt Daten für die Anden-Welt auf, anhand deren die herausragende und autonome Rolle der Göttinnen sichtbar wird.⁴ In dieser Welt beinhaltete das Opfer die zahlreichen gemeinsamen rituellen Formen der indigenen Gruppen, die damit zyklisch die Beziehung zwischen den Menschen und den Göttinnen und Göttern zum Ausdruck brachten. Die europäische Kosmvision ihrerseits transportierte eine Vorstellungswelt mit der Figur eines männlichen Gottes an der Spitze, dazu eine jungfräuliche Gottesmutter, die die menschliche Erlösung durch ihren Sohn verhiess. Hier ist es ein Einzelner, der Heiland, der das Opfer bringt, ein einzigartiges und für alle Menschen gültiges Opfer. Das Ergebnis des Prozesses der Verschmelzung dieser Visionen in Lateinamerika war die Verdrängung der präkolumbischen männlichen Götter durch die Figur einer mächtigen Göttin in Gestalt der jungfräulichen Gottesmutter mit Bezug zu den präkolumbischen weiblichen Gottheiten. In Europa dagegen gab es keine Verschiebungen am Götterhimmel, die Mutter Gottes blieb verfangen im patriarchalen Horizont des Christentums, untergeordnet unter die Figur des Allmächtigen Vaters.

Der Marienkult ist keine exklusive Praxis Lateinamerikas und der Karibik. Der Kult um die Jungfrau mit ihren mannigfaltigen Namen wie Maria, Lourdes, Fatima, Guadalupe, Copacabana usw. überzieht Länder und Kontinente. Und je nach den jeweiligen historischen Besonderheiten nimmt er dabei auch unterschiedliche Inhalte an. Es scheint, als existiere im europäischen Fall eine Vorherrschaft des Vaters, der patriarchalen Autorität. Im lateinamerikanischen Fall dagegen ist es die Mutter, die mütterliche Macht, die im Vordergrund steht.

Unterschiedliche Ausprägungen des Marianismus

In der Geschichte des europäischen Marianismus kann man laut Julia Kristeva verfolgen, wie sich die gesellschaftliche Vorstellungswelt dahin ausrichtet, die Figur der Mutter mit der des Sohnes mittels des Themas der Unbefleckten Empfängnis in Einklang zu bringen und der Maria sodann eine Biographie zu schaffen, die der des Jesus gleicht: So wird sie des Todes entoben, indem sie von Sünden freigesprochen wird. Danach werden ihr Macht und Adel verliehen: Sie wird zur

87

Königin (im Himmel) proklamiert und zur Mutter der göttlichen Institution auf Erden, der Kirche. Zu guter Letzt wird die Beziehung mit Maria «... betrachtet als Prototyp der Liebesbeziehung. Zu diesem Zweck werden ihr zwei wesentliche Aspekte der westlichen Liebe zugesprochen: Die höfische Liebe und die Liebe zum Kind, wobei sie so die gesamte Palette von der Sublimierung bis zur Askese und zum Masochismus annimmt.»⁵ Das Konzept der mütterlichen Jungfräulichkeit im europäischen Marianismus negiert die Beziehung zum anderen Geschlecht und unterwirft es über die Unbefleckte Empfängnis gleichzeitig durch die Einführung einer dritten Person. Diese dritte Person, Gott, akzeptiert die Frau nur unter der Bedingung, dass diese ihre eigene Unterwerfung anerkennt.

Nach Sonia Montecino sind im lateinamerikanischen Marianismus Unterschiede auf zwei Ebenen erkennbar: auf der Ebene der Jungfräulichkeit und auf der Ebene der Beziehung zwischen Maria und Christus.⁶ Die Jungfräulichkeit ist in Lateinamerika nicht die dominierende Eigenschaft des Maria-Symbols. Vielmehr ist festzustellen, dass in der volkstümlichen Vorstellungswelt eine Analogie zwischen Maria und der unverheirateten Mutter besteht. Die Figur der ledigen Mutter erinnert an das, was die Gründungsgeschichte Lateinamerikas war: die Gegenwart der indianischen oder mestizischen Mutter und die Abwesenheit des spanischen oder kreolischen Vaters. Die Assoziation zwischen Maria und der armen Mutter mit ihrem Kind stellt den repressiven Charakter der Keuschheit Marias eigentlich in Frage. Dass dem tatsächlich so ist, zeigt allein schon der fröhliche, verschwenderische und vielfach erotische Charakter, der den Feiern zu Ehren der Jungfrau eigen ist. Eine Erotik, die ganz im Gegensatz steht zur Askese der Festtage in vielen europäischen Ländern, wenn auch vor allem in den protestantisch geprägten. In diesen ist der Marienkult weit geringer als in katholischen oder zum Teil überhaupt nicht wahrnehmbar.

In der Beziehung zwischen Mutter und Sohn ist in Lateinamerika eine gewisse «Autonomie» der weiblichen Gottheit zu beobachten. Die mestizische Jungfrau ist eine Göttin-Mutter, mehr noch, eine Fürsprecherin oder eine Vermittlerin, sie ist eine Macht an sich. Das ist ein erheblicher Unterschied zur europäischen Jungfrau. Der mütterliche Charakter der mestizischen Gottheit steht in Beziehung zur Macht des Weiblichen über Reichtum und Überfluss, über Fertilität, Natur und Reproduktion. Andererseits zeigt die Mehrzahl der Bilder und Skulpturen die Jungfrau in ihrer Eigenschaft als Stamm-Mutter mit dem kleinen Sohn als Symbol ihrer Fruchtbarkeit. Die Beziehung Marias zu ihrem Sohn ist eine eigentliche Machtbeziehung. Die Mutter verneigt sich nicht vor ihm, noch sieht sie sich als seine Gattin. Es handelt sich hierbei vielmehr um die Macht des Mütterlichen über die Kinder, die sie geboren hat; es ist eine Beziehung des Grösseren zum Kleineren, eine Schutz- und Sorgebeziehung.



Nur scheinbar ist diese Welt abgetrennt von der Aussenwelt. Mutter und Kinder sind als Schweizer Heimarbeiterfamilie eine Erwerbsgemeinschaft; der Vater ist abwesend, ob bei der Lohnarbeit oder vielleicht schon tot, das verrät das Bild nicht (um 1900, schweizerische HeimarbeiterInnen-Ausstellung).

Anhand dieses ideologischen historischen Überblicks lässt sich ein grundlegender Unterschied feststellen, nämlich der jeweilige Ausdruck von Macht durch die männliche oder weibliche Figur. Getragen werden diese gegensätzlichen Mächte von der jeweiligen gesellschaftlichen Vorstellungswelt; ebenso aber auch von den Institutionen, die die Reproduktion solcher Machtzuschreibungen möglich machen. Es scheint, dass es in Europa einen Kult der männlichen Macht gibt und dass die von dieser Macht durchgesetzte Ordnung bewusst angenommen wird. Diese Macht wird durch die politischen, militärischen und wirtschaftlichen Institutionen legitimiert, beispielsweise durch den Gehorsam dem König, dem Herrn, dem Besitzer gegenüber. In Lateinamerika stimmt die gesellschaftliche Vorstellungswelt mit ihrem Kult der weiblichen Macht nicht mit der Legitimierung der institutionellen, politischen, militärischen und wirtschaftlichen Macht überein. Vielmehr gilt es als Tatsache, dass die Geschichte des Kontinents auch eine Geschichte der Missachtungen der volkulturellen Referenzsysteme durch die institutionelle Macht und Willkür ist.

Marianismus und Mutterrolle – eine Hypothese

Der Bezug der Frauen zur Mutterschaft ist in Europa von der Vorherrschaft des Vaters beeinflusst. Frauen und Männern wurden nach patriotischer und bürgerlicher Ideologie zwei Rollen zugeteilt: Frauen die Rolle der Mutter im Sinne der ausschliesslichen Beschäftigung mit Kindern, Küche und Kirche; Männern die Rolle des Familien-Ernährers, gepaart mit öffentlich manifestierter Brüderschaft und männlicher Machtausübung im Staate. Nach dem Zweiten Weltkrieg erstarkte das schon im 19. Jahrhundert entwickelte Konstrukt der idealen Mutter und avancierte nochmals zum zentralen symbolischen Referenzsystem für Frauen. Dieses konnte sich nur durch Bezug auf das Mutterbild als gesellschaftliche Position legitimieren. Diese Legitimation war insbesondere in deutschsprachigen Ländern umso wichtiger, als hier viele Frauen nur über diese Rolle Zugang zu Ressourcen hatten. Als Familienfrauen und Mütter verfügten sie nicht über ein eigenes Einkommen, das blieb immer noch ein Privileg der Männer. Mutter zu sein als eine fast ausschliessliche Beschäftigung wurde hier auch strukturell verankert. Stundenpläne setzten die Verfügbarkeit der Mütter voraus; der Wohlfahrtsstaat investierte nicht in Kinderkrippen, Mutterschaftsurlaub oder familienkompatible Ausgestaltung der Arbeitsbedingungen; Kinder wurden zum Armutrisiko. Das Bild der idealen Mutter beschnitt die Berufsmöglichkeiten und die Teilnahme der Frauen an der Gesellschaft als vollwertige Menschen. So berichten bis heute viele Frauen über den Verlust von 10 bis 15 Jahren ihres Lebens. Diesem ersten Verlust folgt der zweite, der Verlust der Mutterrolle, wenn die Jugendlichen dem Hause mehr und mehr den Rücken kehren. Oft bleibt von der intensiven Beziehung zwischen Mut-

ter und Kindern nichts, nur das Gefühl, etwas gemacht zu haben, das die anderen Aspekte des Lebens ausgeblendet hat. Hat es auch mit Marianismus zu tun, der von Frauen in Deutschland oder in der Schweiz eine Unterwerfung der weiblichen Macht unter die Macht des Patriarchen verlangt hat? Haben die Frauen hier eine Rolle ohne Macht übernommen, die vor allem Defizite verursacht? Heisst es für Frauen, die sich von der Mutterrolle emanzipiert haben, keine Kinder zu gebären, in den nicht deklarierten Gebärstreik zu treten, so lange sie nicht die Macht haben, die Bedingungen des Kinderkriegens zu definieren?

Die Mutterrolle wird in der lateinamerikanischen Prägung des Marianismus mehr als eine Rolle der Schützenden wahrgenommen. Das Bild der Mutter, die ihre Kinder oder die Muttererde mit ihrem Leben verteidigen wird, ist ein kollektives Symbol, das jedes Jahr auch kollektiv erlebt wird. So ist der Muttertag in Bolivien der Tag, an dem die Mütter als mächtige Frauen dargestellt werden, als Frauen, die während der kolonialen Zeit die spanische Armee besiegt haben. An diesem Tag wird über die Heldinnen des Hügels gesprochen, über die «Heroínas de la Coronilla». Diese Rolle als Schützende und somit auch die Beziehung zwischen Mutter und Kindern wird nie gebrochen. Die Kinder werden für die Mutter immer Kinder bleiben, und die Kinder werden sie als zentrale Figur in ihrem Leben betrachten. Das kann viele Konfliktpotenziale in der Beziehung zwischen Schwiegermutter und Schwiegertochter beinhalten, aber auch eine unzerbrechliche Solidarität unter Frauen.

Die im Vergleich mit vielen Ländern Europas eigenständigere Position der Mütter in Lateinamerika zeigt sich auch in den Strukturen. Obwohl die lateinamerikanischen Staaten im Vergleich mit Europa über weniger Ressourcen verfügen, haben sie Investitionen für Mütter getätigt: Der Mutterschaftsurlaub war in vielen Ländern Lateinamerikas schon vor 30 Jahren eine Tatsache, ebenso die Gründung von Kinderkrippen und die Existenz von Schulen, die ihre Stundenpläne und Angebote den Bedürfnissen der Mütter anpassen. Frauen sind in ihrer Rolle als Mutter auf gesetzlicher Ebene gut geschützt, sie haben die Macht über die Kinder. Die Mutterrolle ist nicht eine ausschliessliche Beschäftigung, sondern Lateinamerikanerinnen sind gewohnt, ihre Rolle als Mutter gleichzeitig mit anderen Rollen zu leben, als Berufstätige, Aktivistin oder Politikerin. Sie sind gewohnt, ein eigenes Einkommen zu haben und nicht nur ein Taschengeld. Hat das alles auch mit dem mächtigen die Phantasie lenkenden System zu tun, dem Marianismus lateinamerikanischer Prägung?

Ausblick

Die Frage «Kinder oder keine?» wird für viele Frauen auch zur Suche nach einem kulturellen Referenzsystem, zur Suche nach einer kollektiven Symbolik, auf die sie

(K)eine ganz normale Familie

Pionierinnen lesbischer Familienplanung

Andrea Battke

Im Gegensatz zum idealtypischen Bild von heterosexuellen Menschen, deren Biographie früher oder später eine Partnerschaft und ein Leben mit Kindern vorsieht, wird das Bild von homosexuellen Menschen fast immer mit Kinderlosigkeit verbunden. Dieses Klischee wird aber den Möglichkeiten und den Lebensrealitäten von erwachsenen Lesben und Schwulen nicht gerecht. Schätzungen zufolge haben in Deutschland ca. $\frac{1}{3}$ der Lesben und ca. $\frac{1}{5}$ der Schwulen Kinder, das sind etwa 700000 bis 1 Mio. homosexuell orientierte Mütter und Väter (Berger et al. 2000, S. 7; Ferchau 2003, S. 15 f.). Diese Familien werden mit dem Begriff der Regenbogenfamilie beschrieben, der sich aus den Farben des Regenbogens, dem Symbol der Lesben- und Schwulenbewegung, ableitet. Das Farbspektrum symbolisiert die Vielfalt der Individuen innerhalb der «Gay-Community». So weist der Regenbogen in Bezug auf die Familien einerseits auf die Homosexualität eines oder beider Elternteile hin und macht gleichzeitig deutlich, dass auch hier vielfältige Konstellationen möglich sind. Viele Regenbogenfamilien sind den heterosexuellen Patchworkfamilien ähnlich, sie setzen sich aus PartnerInnen mit Kindern aus vorherigen Beziehungen zusammen. Ebenso gibt es Familien mit leiblichen und/oder mit adoptierten oder in Pflege genommenen Kindern.

Eine Diskussion um die «geplante lesbische Mutterschaft» wird in der Öffentlichkeit kaum geführt. Seit ich mich damit beschäftige und mit anderen darüber spreche, fällt mir auf, dass ich regelmässig bei Homosexuellen auf Interesse und bei Heterosexuellen zwar ebenfalls auf Interesse, aber immer auch auf Verwunderung stosse. Das Klischee, dass Lesben gar keine Mütter sein wollen, scheint weit verbreitet zu sein. In meinem lesbischen Umfeld mache ich die Erfahrung, dass diese Diskussion immer stärker auch mit der konkreten Umsetzung einer Familienplanung einher-

sich beziehen können. Denn selbst in der globalisierten Welt findet die individuelle Entscheidung für oder wider Kinder nicht ausserhalb einer sozialen Umgebung und eines politischen Kontextes statt. Maria als traditionelle Referenzfigur hat allerdings ihre Wirkungsmacht verloren. Zu stark wird sie in Europa mit der Forderung nach Reinheit und Unterwerfung assoziiert. Liesse sich das Bild aber mit einer Übernahme von Facetten der mächtigen und sinnlich-frohen lateinamerikanischen Mutter- und Fruchtbarkeitsgöttinnen neu beleben? Könnte sich aus einem solchen Facettenreichtum der Maria gar eine neue Symbolik entfalten? Könnte sich eine fruchtbare und selbstbestimmende Maria als kulturelles Referenzsystem konstituieren, um dem Diktat der gegenwärtig vor allem von männlichen Machträgern und Exponenten der Medien entwickelten demographischen Szenarien, die weibliche Fruchtbarkeit nur als Faktor im Kampf gegen Überalterung, Identitäts- und Rentenverlust sehen, aktiven Widerstand entgegenzusetzen? Fragen über Fragen, die mir in der angeheizten Debatte ums Kinderkriegen wieder neu durch den Kopf gehen.

- 1 Gekürzter und überarbeiteter Artikel aus: *ila*, Nr. 20/1998, S. 34–35: Die zwei Marias. Kulturelle Wurzeln des europäischen und des lateinamerikanischen Feminismus.
- 2 Julia Kristeva, *Historias de amor*, Ed. Siglo XXI, Mexico 1987, S. 211 und 229; deutsch: *Geschichten von der Liebe*, Frankfurt/M. 2002.
- 3 Sonia Montecino, *Madres y Huachos, alegorías del mestizaje chileno*, Ed.s CEDEM, Santiago de Chile 1993, S. 65.
- 4 Maria Rostworowski, *Estructuras andinas del poder. Ideología religiosa y política*, Ed. Instituto de Estudios Peruanos, Lima 1986, S. 72.
- 5 Kristeva, S. 212.
- 6 Montecino, S. 96.

geht. Die Problematik wird weniger in der Definition von Mutterschaft oder in der Rollenverteilung innerhalb der Familie gesehen, sondern vielmehr in der Machbarkeit. Es wird nicht mehr so sehr darüber gesprochen, ob eine lesbische Lebensweise mit einem Kinderwunsch vereinbar ist, die Fragen danach, wie eine Frau ohne heterosexuellen Geschlechtsverkehr schwanger werden kann oder welche Alternativen es zur leiblichen Mutterschaft gibt, stehen deutlich im Vordergrund.

Rechtliche Regelungen

1994 hat sich das Europäische Parlament in seiner «Entscheidung zur Gleichberechtigung von Schwulen und Lesben in der EG» ausdrücklich für ein Eheschließungsrecht für gleichgeschlechtliche Paare ausgesprochen. Diese strukturelle Entwicklung trägt den sozialen Realitäten in den europäischen Staaten Rechnung, auch wenn diese Forderung nach Gleichberechtigung in den einzelnen EU-Mitgliedsstaaten bisher nur eingeschränkt umgesetzt wird. In Belgien, Dänemark, Deutschland (Lebenspartnerschaftsgesetz [LpartG] seit 2001), Finnland, Frankreich, Grossbritannien, den Niederlanden, Norwegen, Portugal, Schweden und Spanien ist inzwischen eine rechtlich registrierte Form der Partnerschaft möglich, die aber nicht in allen Punkten mit der Ehe gleichgestellt ist. Unter anderem sind homosexuelle Paare steuerrechtlich benachteiligt, und die gemeinsame Adoption von Kindern ist bisher nur in Belgien, Grossbritannien, den Niederlanden, Schweden und Spanien möglich (Borggräfe, LSVD). In Deutschland ist im Oktober 2004 das Recht zur Stiefkindadoption in das LpartG integriert worden. In der Schweiz wird das Partnerschaftsgesetz am 1. Januar 2007 in Kraft treten. Es beinhaltet jedoch noch nicht die Möglichkeit der Stiefkindadoption und verbietet den Zugang zur Fortpflanzungsmedizin.¹ Dies zeigt, dass der Prozess der gesellschaftsstrukturellen Integration gleichgeschlechtlicher Lebensweisen im Gange ist.²

Aspekte lesbischer Familienplanung

Trotz der rechtlichen Verbesserungen stellt die konkrete Familienplanung Lesben vor grosse Herausforderungen. Sie müssen sich damit auseinandersetzen, wie die Elternschaft zustande kommen, ob ein leibliches Kind zur Welt gebracht oder ein «fremdes» Kind angenommen werden soll. Sie müssen klären, auf welche Weise eine Schwangerschaft herbeigeführt werden kann und soll und welche Probleme gegebenenfalls dabei entstehen können. Sie müssen sich auch mit ihrem jeweiligen familiären Selbstverständnis auseinandersetzen und ob und wie sie nach aussen in Erscheinung treten wollen und können, denn zwei Frauen mit Kind lassen vordergründig noch nicht den Schluss zu, dass es sich hier um eine Familie handelt. Haben Lesben sich grundsätzlich für die Gründung einer Familie entschieden, steht die Frage des «Wie» zunächst im Vordergrund. In einer 1998/1999 im Auftrag des

94

Olympe 23/06



Die bequeme und kinderarme Schweiz wird erdrückt von lebensfrohen und lebensstarken Nachbarvölkern

Faschistisch gefärbte Frauenfeindlichkeit in der Schweiz: Die bequeme Städterin mit Bübchen und Hündchen schwächt die Schweiz als Nation. «Lebensfroh» sind dagegen die faschistischen und kriegsführenden Völker aus Deutschland und Italien; patriotisch zeigt sich auch die ländliche Frau aus Finnland, die mit ihren Kindern den Wehrwillen gegen die kommunistische Sowjetunion markiert (Die Offensive des Lebens, Gotthard Bund, Bern 1941).

95

Ministeriums für Frauen, Jugend, Familie und Gesundheit des Landes Nordrhein-Westfalen durchgeführten Befragung wurden die Präferenzen von Lesben zu den für sie möglichen Familienrealisierungsformen ermittelt. Die meisten Lesben wünschen sich demnach eine leibliche Mutterschaft ohne heterosexuellen Geschlechtsverkehr (Berger et al. 2000, S. 59). Der Samen für eine «alternative Befruchtung» kann beispielsweise von einem ihnen bekannten Mann oder auch von einem privaten anonymen Samenspender stammen. Mit dem Sperma eines Verwandten (z.B. des Bruders der Co-Mutter) könnte auch eine genetische Verwandtschaft zu beiden Müttern hergestellt werden.

Eine weitere Möglichkeit sind professionelle Samenbanken. Anders als vielfach angenommen, ist es in Deutschland für nicht verheiratete Frauen nicht gesetzlich verboten, durch eine donogene Insemination (Befruchtung mit dem Sperma eines Mannes, der nicht der Ehemann ist) schwanger zu werden. Es besteht lediglich eine Richtlinie der Bundesärztekammer, die Ärzten und Ärztinnen empfiehlt, eine Insemination nur bei verheirateten Frauen durchzuführen, um sich vor möglichen Unterhaltsforderungen zu schützen. Es gibt in Deutschland jedoch Ärztinnen und Ärzte sowie Institute, die es auch lesbischen Paaren ermöglichen, eine Insemination durchzuführen. In der Schweiz ist diese Möglichkeit im Partnerschaftsgesetz explizit ausgeschlossen.

96

Bei der Selbstinsemination haben Frauen die Möglichkeit, das Prozedere der Befruchtung individuell zu gestalten. Frauenpaare, bei denen beide Frauen schwanger werden möchten, haben so die Option, sich gegenseitig mit dem Sperma desselben Mannes zu befruchten. Werden beide Frauen so schwanger, sind sie jeweils leibliche Mutter und Co-Mutter von Halbgeschwistern.

Seit 2004 besteht auch die Möglichkeit, in Lebenspartnerschaften das Verhältnis zum jeweils nicht leiblichen Kind durch die sogenannte Stiefkindadoption rechtlich abzusichern.

Interview mit einem lesbischen Elternpaar

Im Rahmen meiner Magisterarbeit habe ich im Jahr 2004 Interviews mit verschiedenen lesbischen Müttern bzw. Mutterpaaren geführt. Das folgende Beispiel einer Regenbogenfamilie steht für eine neue Qualität lesbischer Lebensrealität. Die beiden Frauen gehören vermutlich zu den ersten lesbischen Müttern in Deutschland, die ganz offen miteinander ihren Kinderwunsch durchsetzen, dabei das Bild der bürgerlichen Kleinfamilie adaptieren und für sich als Regenbogenfamilie Akzeptanz einfordern.³

Frauke und Gudrun (Namen geändert), beide Anfang 30 und in ländlichen Gebieten aufgewachsen, leben heute zusammen mit ihren Kindern in einer Neubausiedlung am Rande einer mittelgrossen norddeutschen Stadt. Als ihre Kinder geboren

werden, sind sie seit mehr als zehn Jahren ein Paar. Den Wunsch, eine Familie zu gründen, teilen sie seit vielen Jahren. Sie schliessen erst ihre jeweilige Ausbildung ab, sind berufstätig, kaufen ein Grundstück und bauen gemeinsam ein Haus. Dann lassen sie sich nach dem inzwischen in Kraft getretenen Lebenspartnerschaftsgesetz trauen, entscheiden sich, einen gemeinsamen Nachnamen zu tragen, und lassen ihre Partnerschaft (wenn auch gegen das geltende Kirchenrecht) in einer evangelischen Kirche segnen. Danach machen sie sich auf die Suche nach einem privaten Samenspender und werden tatsächlich recht bald schwanger. Beide Frauen gebären im Abstand von vier Monaten jeweils eine Tochter. Die Mütter betonen, dass sie sich als eine Familie empfinden, in der beide die Mütter beider Töchter sind.

Familiäre Konflikte

Das Coming-out gestaltet sich für beide Frauen nicht problemlos. Insbesondere in den eigenen Familien stossen sie zunächst auf Ablehnung. Fraukes Eltern zeigen sich frustriert über die Homosexualität ihrer Tochter. Da bereits der Sohn sich ihnen gegenüber als schwul geoutet hat, sehen sie sich der Hoffnung auf Enkelkinder beraubt. Auch dass der Sohn den elterlichen Betrieb nicht übernehmen will und die Tochter einen sozialen Beruf erlernt, bringt das Lebenskonzept der Eltern ins Wanken. Erst als Frauke später doch in den elterlichen Betrieb einsteigt und mit Gudrun ihre Familienplanung realisiert, schwindet die Angst der Eltern, ihr Lebenswerk nicht weitergeben zu können.

Gudrun entdeckt schon als Jugendliche, dass sie sich zu Frauen hingezogen fühlt, und verbindet diese erste Phase des Coming-outs mit ambivalenten Gefühlen. Ihr Bild von lesbischen Lebensweisen ist noch deutlich eingeschränkt. Der Wunsch, mit Frauen zu leben, ist mit dem Wunsch nach eigenen Kindern für sie zunächst nicht vereinbar. Deshalb sieht sie sich gezwungen, ihren schon damals vorhandenen Kinderwunsch zu verdrängen.

Gudrun: «Also der Wunsch, eine Familie zu gründen, der war eigentlich bei mir immer da. Während des Coming-outs war das eines meiner grössten Probleme, ich dachte damals, dass das ja gar nicht geht. Also hab ich den Wunsch verdrängt, aber letztendlich kam er immer wieder in mir auf, das war immer wieder Thema. Und auch in unserer Beziehung war das oft ein Thema, und irgendwann wussten wir, dass wir das irgendwann machen werden.»

Aber zunächst hat Gudrun regelrecht Kämpfe in ihrer eigenen Familie auszufechten.

Gudrun: «... das Problematischste ist der katholische Glaube, da gehören einfach zwei Frauen nicht zusammen, das ist Todsünde, und in dieser Situation auch noch Kinder zu bekommen, das ist noch mal wieder eine Todsünde. Mein Vater hat das Gefühl, er würde sich irgendwie vor Gott versündigen mit solchen Kindern, also

97

so eine Tochter aufgezogen zu haben, die so ihr Leben gestaltet. Also das ist für ihn wirklich ein ganz ernsthafter Konflikt, und was dazukommt, ist die Angst, die wir alle kennen, denk ich, die haben ja letztendlich genau so ein Coming-out wie wir auch alle und stellen sich die Frage: Was denkt die Umgebung? Was sagen die Nachbarn? Ich weiss noch ganz genau, also ganz früher, damals so in der Coming-out-Zeit, da meinte er: «Du landest noch so in der Gosse» oder «O Gott, was wird nur aus dir?»»

Der Vater bezieht das aus seiner Sicht sündige Verhalten der Tochter auf sich selbst und befürchtet, dass die gesellschaftliche Ablehnung der Tochter, deren er sich sicher ist, auf ihn und die gesamte Familie übertragen wird. Doch dann ist es vielleicht der religiöse Glaube selbst, der den Vater mit der Situation versöhnt. Er kann sich nicht mehr vor der Tatsache sperren, dass Gott es zulässt, dass die Frauen tatsächlich schwanger werden. Und dass sie in einer Kirche, wenn auch der evangelischen und gegen das geltende Kirchenrecht, einen Segen erhalten, weist wohl für ihn darauf hin, dass die Frauen so, wie sie sind, von Gott und von der Gemeinde angenommen werden. Demnach kann es sich bei dieser Familiengründung nicht um sündiges Verhalten handeln. Die Klarheit und die Beharrlichkeit, mit der die beiden Frauen ihre Partnerschaft und ihre Familiengründung durchsetzen, bringen ihn schliesslich dazu, sich mit den Entscheidungen seiner Tochter zu arrangieren.

98

Ihre Mutter erwähnt Gudrun im Interview nur am Rande und nur auf Nachfrage. Sie richtet sich nicht konkret gegen ihre Tochter oder das Frauenpaar, stellt sich aber auch nicht gegen ihren Mann. Gudrun muss sich anscheinend nicht explizit mit ihrer Mutter auseinandersetzen, weil die Konflikte in der Familie nur über den dominanten Vater ausgetragen werden.

Familienplanung konkret

Die Thematik der bewussten, geplanten Mutterschaft von Lesben ist gesellschaftlich noch nicht weit verbreitet. Frauke und Gudrun spüren bereits in der Phase ihrer Familienplanungsphase deutlich, dass sie zu den Pionierinnen dieser Familienform gehören und nicht auf die Erfahrungen anderer zurückgreifen können. Die gesamte Phase der Familienplanung ist für das Frauenpaar mit vielen Fragen und Unsicherheiten verbunden. Die verschiedenen Wege zur Herbeiführung einer Schwangerschaft müssen ausgelotet und bezogen auf die eigene Situation beurteilt werden. Frauke und Gudrun wollen ihren Kinderwunsch nicht überstürzt realisieren, sondern gründlich planen und durchdenken, wobei sie nicht nur ihre eigene Situation beurteilen, sondern auch Fragen nach der Zukunft der Kinder aufwerfen.

Frauke: «Also für uns war klar, dass es auf verschiedenen Ebenen schwierig sein wird. Erst mal überhaupt die Frage, wie werden wir schwanger, das ist ja

in Deutschland verboten, eine künstliche Befruchtung durchführen zu lassen, wenn man nicht in einer heterosexuellen Ehe lebt. Und wie werden wir das Ganze überhaupt durchführen können, wie können wir unseren Traum verwirklichen, ohne dafür mit einem Mann zu schlafen? Da mussten wir ja erst mal sehen, welche Alternativen es für uns gibt. Also das war eine Schwierigkeit, worüber wir uns natürlich Gedanken gemacht haben. Die nächste Schwierigkeit war, was wird später passieren. Wird es vielleicht unsern Kindern vorgehalten werden, dass ihre Mütter sie in die Welt gesetzt haben? Das fanden wir sehr schwierig.» Gudrun: «Dahinter steht ja auch die Frage, wie werden wir leben, wo werden wir leben, wie reagiert die Umwelt auf uns, auf die Kinder, und auch unsere Familien halt, wie wird es da weitergehen? Wir haben erst mal lange Zeit einfach so für uns geplant, wie wir das machen wollen. Das war erst mal nur Theorie. Wir haben z.B. im Frauengesundheitszentrum Diskussionsabende mitgemacht und viele Bücher gelesen. Haben uns erst mal informiert, wie man überhaupt zu einem Kind kommen kann und was für uns möglich wäre. Und da haben wir anfangs eigentlich daran gedacht, dass wir nach Holland fahren und dort Sperma kaufen. Dann sind wir aber doch ins Zweifeln gekommen. Das sind doch ziemliche Strapazen, wie funktioniert das wohl und wie sicher ist das, wie oft fährt man da hin, ist ja auch nicht um die Ecke. Und wie ist das überhaupt mit dem Vater? Wir waren dann irgendwann an dem Punkt, wo wir beide gesagt haben, es ist ganz wichtig, dass die Kinder nachher die Möglichkeit haben, mit dem Vater in Kontakt zu treten, und wie machen wir das dann? Okay, der Spender wäre ja bekannt, aber wenn das Kind ihn kennenlernt, wer weiss, ob derjenige dann auch Deutsch spricht, und die Entfernung, das ist ja alles nicht so einfach. Und wir haben uns auch gefragt, wie viele Kinder hat der womöglich? Und dann haben wir überlegt, welche anderen Möglichkeiten es für uns noch gibt. Uns war aber klar, dass wir auf keinen Fall einen Bekannten als Vater unseres Kindes wollten. Wir wollten keinen Vater, der greifbar ist und sich einmischt. Wir wollten eine Familie sein, ohne Vater, das war ganz klar. Letztendlich haben wir gedacht, wir versuchen das einfach über eine Anzeige. Und die Anzeige, die war so geschrieben, dass von vornherein klar war, dass der Vater keine Rechte und keine Pflichten hat und dass Sex keine Rolle spielt. Ja, und dann haben wir Antworten bekommen und haben uns auch ein paar Mal getroffen und einige Männer kennengelernt.» Frauke: «Da waren auch ein paar ziemliche Chaoten dabei. Und dann haben wir einen kennengelernt, mit dem haben wir sogar einen Versuch gestartet, und danach war er nie wieder zu erreichen. Und wir mussten noch mal ganz von vorn anfangen. Wir haben gleich mehrere Anzeigen geschaltet, auf die sich zehn, zwölf Männer gemeldet haben. Einige haben wir sofort ausgesiebt, und drei haben wir kennengelernt, und von den dreien haben wir einen, der ist

99

jetzt der Vater unserer beiden Kinder.» Gudrun: «Er hat die Anzeige gelesen und gedacht: «Och, stark, echt mutig, den beiden muss geholfen werden.» Und als er uns dann kennengelernt hatte, da waren wir ihm wohl auch sympathisch. Unsere Vorstellungen haben ihm gut gefallen, das passte echt gut zusammen. Allerdings, das muss man auch ganz klar sagen, wir konnten ja nichts rechtlich festlegen oder so, sondern das lief nur auf Vertrauensbasis, obwohl man sich gar nicht kennt, muss man sich da in ganz wichtigen Dingen irgendwo auch vertrauen. Das war einfach viel Glück, dass wir den kennen gelernt haben.»

Die Frauen entscheiden sich, die Befruchtung selbst durchzuführen, suchen jedoch für die Schwangerschaft die Unterstützung und Betreuung einer Gynäkologin.

Frauke: «Mit der Frauenärztin war das gut. Es war das erste Mal für sie, dass sie Lesben mit einem Kinderwunsch betreute. Sie hat sich Gedanken darüber gemacht, ob es da irgendwelche Dinge gibt, die sie beachten muss. Eine offizielle, ärztlich betreute Insemination ist ja verboten, also musste sie sichergehen, nicht irgendwie rechtlich in Schwierigkeiten zu kommen, das hat sie mit uns besprochen. Auch im Nachhinein, als die Kinder schon da waren, wollte sie von uns noch mal was wissen, weil sie da gerade wieder eine Frau hatte oder ein Paar, die den einen oder anderen Tipp brauchten. Sie hat halt noch mal gefragt, wie wir das denn genau gemacht haben. Wir sind ja jetzt sozusagen Inseminations-expertinnen, also wenn jemand Hilfe braucht, wir sind gerne bereit, Auskunft zu erteilen.»

Reaktionen

Die Familienplanung der Frauen wurde nicht nur von deren Eltern problematisch aufgenommen. Auch im lesbischen Freundes- und Bekanntenkreis treffen sie auf Unverständnis. Als Mütter passen sie nicht mehr in das «typische Lesbenbild» und fühlen sich in der «Lesbenschaft» nicht mehr aufgehoben.

Gudrun: «Wenn jemand kritisch reagiert hat, dann waren das lesbische Frauen. Das haben wir schnell gemerkt, man muss sich ja in dieser ganzen Lesbenschaft wieder einen neuen Platz suchen, oder man sucht sich eben keinen Platz und bleibt irgendwie unter den Freunden. Irgendwie entsprechen wir nicht mehr dem Bild einer typischen Lesbe. Wir sind ja jetzt auch eher zurückgezogen, haben unsere lesbischen Freundinnen, schwulen Freunde, aber sind jetzt nicht irgendwie aktiv oder gehen zu Feten oder so. Was jetzt natürlich auch mit den Kindern zusammenhängt, wenn die Kinder nachher selbständiger sind, kann ich mir auch vorstellen, da wieder mehr zu machen.»

Doch noch wichtiger als die Reaktionen von Lesben ist den Müttern ihr alltägliches Lebensumfeld. Die Frauen haben ihr Lesbischsein in gesellschaftlich anerkannt-

te Strukturen eingebettet und wünschen sich auch für ihre Familiensituation die grösstmögliche Akzeptanz, die sie durch Offenheit zu erreichen versuchen. Schon bei der Familienplanung beziehen sie ihr Umfeld mit ein und stossen auf Neugier und Interesse.

Gudrun: «... als wir hier gebaut haben, sind wir natürlich gefragt worden, «Was wollt ihr denn mit so einem grossen Haus» oder so, dann haben wir nie drum herumgeredet, sondern haben ganz klar gesagt, dass wir auch Kinder haben wollen. Dann kamen Fragen: «Wie stellt ihr euch das denn vor? Und wie wollt ihr das denn machen?» und so, und wir haben da nie irgendetwas verschwiegen, sondern haben das immer so erzählt, wie wir das denken, und da sind wir auch am besten mit gefahren. Klar waren viele auch erst mal überrascht und erstaunt und mussten vielleicht auch erst mal darüber nachdenken, aber wir haben überhaupt keine negativen Erfahrungen gemacht. Kann ja sein, dass irgendjemand auch negativ darüber gedacht hat. Und natürlich haben die auch darüber geredet. Ist ja auch was Ungewöhnliches. Und dann haben wir auch gemerkt, dass die Leute, die uns nicht kennen und so was zum ersten Mal hören, die reagierten oft viel negativer als Leute, die uns kennen. Das ist für die natürlich ganz fremd, und manche können sich das überhaupt nicht vorstellen. Aber andere, Nachbarinnen z.B., für die war das einfach klasse, dass wir von vornherein gesagt haben, wie es ist. Wir sind hierher gezogen als Frauenpaar, wir haben gleich gesagt, was wir uns so vorstellen, und sind total selbstverständlich damit umgegangen, und das fanden die gut.»

Die Entscheidung der Frauen, beide von demselben Samenspender schwanger zu werden, stellt sicher, dass die Kinder nachweislich genetisch verwandt sind. Damit sorgen die Frauen für die Identitätsfindung der Kinder in gewissem Sinne vor, denn niemand kann so jemals die Beziehung der Kinder zueinander anzweifeln.

Frauke: «Für uns war das auch wichtig, dass die Kinder genetisch miteinander verwandt sind. Wir wollten den Kindern sagen können, ihr seid sogar Halbgeschwister, leibliche Halbgeschwister, ob das jetzt irgendwo steht oder nicht, die sollten das wissen. Das ist eine Tatsache, das kann niemand anzweifeln. So können sie auch in der Schule oder so ganz anders auftreten, niemand kann behaupten, «Ist ja gar nicht deine Schwester» oder so, und ich denke, das ist sehr gut so.»

Frauke und Gudrun sehen ihre Familienkonstruktion im Einklang mit dem gesellschaftlichen Wandel, der insgesamt auf die Familienstrukturen einwirkt.

Frauke: «Es ist doch so wie früher bei denen, die geschieden waren, das waren doch Exoten. Heutzutage werden so viele Ehen geschieden, und wie viele Kinder leben allein bei ihren Müttern? Früher waren alleinerziehende Mütter Exotinnen, heute ist das doch eine Selbstverständlichkeit, und genauso wird das mit uns auch der Fall sein. Klar, im Moment ist das was ganz Besonderes, aber ich denke mal, bis unsere Kinder in die Schule kommen, das dauert ja noch ein paar Jahre, da werden sich

mit Sicherheit noch viele Lesben ihren Kinderwunsch erfüllt haben. Davon bin ich überzeugt.» Gudrun: «Ja, trotzdem werden die in ihrem Alter immer so die Vorreiter sein. Und die werden wahrscheinlich keine Kinder in der Klasse haben, die aus einer ähnlichen Familie kommen. Wir sind ja beide nicht aktiv in der Frauenbewegung oder so, aber mit unserem Leben und mit unserem Offensein und irgendwie unserer Selbstverständlichkeit tragen wir doch ein ganzes Stück mit dazu bei, dass das einfach vorangeht. Also ich glaube, alleine mit dem Auftreten kann man eine ganze Menge machen.» Frauke: «Ich glaube sogar, dass man da manchmal mehr mit bewirken kann, als politisch aktiv zu sein und zu kämpfen. Weil diese Selbstverständlichkeit bei vielen Leuten auf viel positivere Resonanz stösst, als wenn wir jetzt da auf Kampf machen würden. Also ich glaube das einfach, weil wir das ja auch so erlebt haben, man hat uns das ja sogar genau so gesagt, dass ihnen diese Offenheit besser gefällt als so ein Verstecken.»

Literatur

Walter Berger, Günter Reisbeck, Petra Schwer, Lesben – Schwule – Kinder. Eine Analyse zum Forschungsstand, im Auftrag des Ministeriums für Frauen, Jugend, Familie und Gesundheit des Landes Nordrhein-Westfalen, Düsseldorf 2000.
 Julia Borggräfe, Die Rechtsstellung von Regenbogenfamilien – ein europäischer Vergleich, 2006, <http://typo3.lsvd.de/fileadmin/pics/Dokumente/Rechtsvergleichung/Regenbogenfamilien.pdf>.
 Antje Ferchau, Familien unter dem Regenbogen, in: Dokumentation der bundesweiten Fachtagung des LSVD «Regenbogenfamilien – familiäre und gesellschaftliche Wirklichkeit» am 11./12. Oktober 2003, Rathaus Schöneberg, Berlin, Köln 2003, S. 13–28.
 Lebenspartnerschaftsgesetz (LpartG) 2001,
http://www.bmj.bund.de/enid/Familienrecht/Lebenspartnerschaftsgesetz_6c.html.

102

- 1 Quelle: Lesbenorganisation Schweiz, <http://www.los.ch/artikel/artikel.php?ID=516&rubrik=145>.
- 2 Es ist klar, dass es keiner rechtlichen Voraussetzung bedarf, um schwanger zu werden, hier soll nur verdeutlicht werden, dass die Gesellschaft in Form einer Gesetzgebung auf soziale Realitäten in Bezug auf Lesben und Schwule reagiert. Die verschiedenen Aspekte einer Forderung nach einer rechtlichen Gleichstellung homosexueller Partnerschaften mit heterosexuellen Partnerschaften sollen an dieser Stelle nicht behandelt werden.
- 3 In meiner Magisterarbeit habe ich anhand von Interviews fünf sehr verschiedene Familien präsentiert – eine alleinerziehende lesbische Mutter, ein Pflegeelternpaar, ein Paar mit jeweils eigenen leiblichen Kindern aus vorherigen Beziehungen, ein Paar, bei dem eine Frau kinderlos ist und die andere zwei Kinder aus einer früheren Beziehung hat und das hier vorgestellte Paar mit jeweils einem leiblichen Kind.
 Die Auswahl des Interviews mit Frauke und Gudrun für diesen Artikel soll keinesfalls als Bewertung dieser Familienform verstanden werden. Ich halte dieses Beispiel u. a. deshalb für besonders interessant, weil hier die aktuellen rechtlichen Möglichkeiten ausgeschöpft wurden und weil es sich hier jeweils um eine geplante lesbische Mutterschaft handelt.

Olympe 23/06



Kinderkrippen gelten bis in die 1970er Jahren als Ausdruck der materiellen Not, welche Mütter zur ausserhäuslichen Erwerbsarbeit zwingt (Hans Staub, 1930er Jahre).

103

Das Ende der Kette

Älterwerden ohne Kinder

Klara Obermüller

104 Als junge Frau war das Kinderkriegen für mich kein Thema. Die Gründe: ein Studium, von dem ich nicht wusste, wohin es mich führte, eine Beziehung, die auf wackligen Beinen stand, ein familiärer Hintergrund, den ich als belastend empfand.

Natürlich streifte mich manchmal der Gedanke, wie schön es wäre, eine eigene Familie zu haben. Natürlich überkam mich manchmal die Versuchung, es einfach drauf ankommen zu lassen. Und im Zustand grosser Verliebtheit war der Wunsch, gerade jetzt und mit diesem Mann ein Kind zu haben, manchmal übermächtig. Am Ende jedoch schreckte ich immer zurück und gab der Angst nach, die mir sagte, es sei nicht der richtige Moment, schwanger zu werden, und ich nicht die geeignete Person, ein Kind aufzuziehen.

Eine frühe Scheidung, eine Reihe weiterer komplizierter Beziehungen sowie die Befriedigung in meinem Beruf bestätigten mich später in der Überzeugung, dass es richtig gewesen war, auf Kinder zu verzichten. Woher hätte ich auch die Zeit, woher die innere Freiheit nehmen sollen, mich um ein Kind zu kümmern? Es gab damals, in den 1960er Jahren, noch kaum alleinerziehende Mütter und nur wenige Tagesstätten, die es Frauen erlaubten, Ehe, Beruf und Mutterschaft miteinander zu verbinden.

Heute denke ich manchmal, dass das alles nur Vorwände waren und die wahren Gründe für meine Kinderlosigkeit in meiner Biographie zu suchen sind: in der Tatsache nämlich, dass ich adoptiert bin und Mutterschaft dadurch als etwas Problematisches erlebt habe. Kann man Mutter sein, wenn die Geburt für die eigene Mutter eine einzige Katastrophe war? Darf man Leben weitergeben, dessen Beschaffenheit man nicht kennt? Gewiss, es gibt unzählige Frauen, die sich, trotz

oder gerade weil sie adoptiert waren, Kinder gewünscht haben und gute Mütter geworden sind. Vielleicht wäre es ja auch für mich die Lösung gewesen: endlich einen Menschen zu haben, der ganz zu mir gehört, kraft der Natur gewissermassen und nicht nur aufgrund des eigenen Willens. Aber darf man Kinder haben, um Wunden zu heilen, die das Leben einem zugefügt hat?

Viele versuchen es, und es ist nicht gesagt, dass es in jedem Fall schiefgehen muss. Nur, *ich* konnte es nicht und habe mir Gründe gesucht, es vor mir selbst zu verbergen. Wenn ich heute gefragt werde, ob es mir leidtue, keine Kinder zu haben, sage ich, nein. Höchstens eine leise Wehmut sei da, sage ich, und die ewig unbeantwortete Frage, wie es wohl gewesen wäre, wenn. Kinder, die ich gehabt hätte, wären jetzt etwa um die vierzig: erwachsen, berufstätig, erfolgreich, gescheitert, was weiss ich. Vielleicht trügen sie meine Züge, und ich stünde zum ersten Mal einem Menschen gegenüber, in dem ich mich wiedererkenne. Vielleicht hingen sie an mir, vielleicht auch nicht. Vielleicht hätte ich Enkel, und wir wären eine richtige Familie. Auch das weiss ich nicht.

Was ich aber weiss, ist, dass die Kinderlosigkeit mit dem Älterwerden zum ersten Mal wieder ein Thema geworden ist. Nicht, dass ich es bereute, das Leben so und nicht anders gelebt zu haben. Es hat mir Möglichkeiten der beruflichen Entfaltung, der Identitätsfindung und auch der Partnerschaft geboten, die mit Kindern in dieser Form wohl nicht möglich gewesen wären. Doch *ein* Gedanke ist neu und lässt sich nicht verscheuchen: Es geht nichts weiter, wenn ich einmal nicht mehr bin. Aus der Elterngeneration ist niemand mehr da. Auch von den Gleichaltrigen sind schon einige abgetreten. Die Nächsten, die drankommen, sind wir. Und dann? Nichts.

Ich hatte es, aus naheliegenden Gründen, stets abgelehnt, in biologischen Kategorien zu denken. Vererbung, was soll das? Mochten andere sich als Glieder einer langen Kette von Generationen fühlen, ich war ein Produkt meiner Erziehung und meines Milieus, ein befristetes Leben ohne Woher und Wohin. Über das Woher mache ich mir heute keine grossen Gedanken mehr. Doch die Frage nach dem Wohin ist noch da und gewinnt an Bedeutung, je älter ich werde. Ich bin ein bisschen befremdet darüber. Dass ich mich einmal darum kümmern würde, was nach mir kommt und ob überhaupt etwas kommt, hätte ich nie gedacht. Aber ich muss es annehmen. Vielleicht ist das Gefühl, in seinen Kindern weiterzuleben, ja eine Art säkularer Ersatz für den verlorenen Glauben an ein Leben nach dem Tod, vielleicht auch ein atavistisches Relikt aus der Evolutionsgeschichte.

Ich habe kein schlechtes Gewissen, weil ich keinen Beitrag an den Fortbestand unserer Gesellschaft geleistet habe. Aber die Leere, die vor mir liegt, gilt es auszuhalten.

Wenn Frauen Kinder gemeinsam betreuen

«Ich hatte keine Ahnung, was es bedeutet, mit einem Kind zu wohnen»

Liliane und Alexandra

Liliane und Alexandra wohnten vier Jahre lang zusammen mit Lilianes Tochter Jasmin in einer kleinen Wohngemeinschaft (WG). Beide teilten den in den 1980er Jahren unter Feministinnen und Linken verbreiteten Wunsch, Leben und Wohnen stärker kollektiv zu gestalten als in der traditionellen Familie.

106

Für Alexandra war es das erste Mal, dass sie mit einem Kind zusammenlebte. Zu Beginn des Zusammenlebens war Jasmin neun Jahre alt, beim Auszug dreizehn. Das Ausziehen verlief nicht harmonisch. Nach fünf Jahren trafen sich die beiden Frauen wieder, um über die damaligen Erfahrungen zu sprechen.

Alexandra: Was würdest du heute genauso machen wie damals, als wir zusammengezogen sind – und was nicht?

Liliane: Aus der Gross-WG, in der ich zuvor gewohnt hatte, hatte ich eine Idee von Gegenseitigkeit entwickelt gegenüber den Leuten, die mein Kind mitbetreuten. Das war aber eher eine diffuse Idee als ein Konzept. Als ich schwanger wurde, war es für meine WG-MitbewohnerInnen – auch für die Männer – selbstverständlich, dass sie sich an der Kinderbetreuung beteiligen wollten. Das war damals nichts Ungeöhnliches: Viele Leute in unserem Umfeld suchten nach Modellen, wie man die Kinderbetreuung vermehrt kollektiv gestalten könnte.

Ich fühlte mich in dieser Konstellation für das gesamte Gefüge verantwortlich, sorgte dafür, dass alle MitbetreuerInnen etwas von dem kriegten, was sie wollten, zum Beispiel einen fixen Betreuungstag oder eben gerade nicht. Ich sah meine Aufgabe darin, dass ich immer die Übersicht über die Planung hatte, einsprang oder umorganisierte, wenn etwas nicht klappte, und dafür verantwortlich war, dass alle

zufrieden waren. Ein bisschen wie eine Managerin. Mit dieser diffusen Idee von Gegenseitigkeit stieg ich später in unsere gemeinsame Klein-WG ein. Zu deiner Frage, was ich heute anders machen würde: Ich glaube, dass ich versuchen würde, viel genauer abzuklären, was die beidseitigen Bedürfnisse und Erwartungen sind. Ich hatte mich auf die neue WG sehr gefreut, es war mir aber nicht ganz bewusst, auf was ich mich da einliess.

Und wie war das eigentlich für Dich, plötzlich in einer WG mit Kind zu wohnen?

Alexandra: Ich hatte keine Ahnung, wie das ist, mit einem Kind zu wohnen. Ich hatte zwar ein Gottenkind, das einmal in der Woche bei mir war, und einige Erfahrung mit Kindern von Freundinnen, aber den Alltag mit einem Kind teilen, das war neu für mich.

Ich hatte aber ein Konzept: das Konzept der Wahlverwandtschaften. Die Idee beruhte für mich und andere aus dieser Szene auf Wahlverwandtschaften. Das bedeutete für mich eine Zugehörigkeit, die nicht über meine Herkunftsfamilie, aber auch nicht über eine selbstgegründete Familie gehen musste. Ich dachte, Zugehörigkeit muss nicht immer über die Biologie gehen. Da habe ich mich vertan, und das macht mich traurig. Ich hatte das Gefühl, dass niemand meine Rolle ernst nimmt. Wohngemeinschaften können auseinandergehen, doch Eltern können sich nicht von ihrer Elternschaft trennen. Ich komme mir damit vor wie die linken Leute, denen in der Psychotherapie gesagt wird, das einzig Wahre sei die Familie. Es machte mich machtlos, zu kapieren, dass ich, sobald ich eine Beziehung zu einem Kind habe, so viel Verantwortung übernehmen kann, wie ich will, aber im Gegenzug keine Rechte bekomme.

107

Liliane: Das tönt sehr bitter. Würdest du es heute anders machen?

Alexandra: Ich würde es abgegrenzter machen. Es hat aber auch eine andere Seite: Ich hatte eine sehr grosse Sehnsucht nach einer Familie, aber nicht nach der «Familie-Familie». Die ideologische Überladung der Familie finde ich gruselig. Wenn du aber ein Kind hast, ist es leicht, in der Mitte von etwas zu sein. Für mich hat es sich nicht ergeben, selbst ein Kind zu haben. So war es verführerisch, anzudocken und für ein Kind eine Rolle zu spielen. Ich habe mir durch die Verbindlichkeit zu einem Kind etwas abgeholt: Ich habe mir eine Liebesgeschichte zu Jasmin abgeholt. Ich erinnere mich genau, ab welchem Moment ich diese Zugehörigkeit gespürt habe: Etwa drei Wochen nach unserem Einzug kam Jasmin mit einer Freundin nach Hause und fragte mich: «Dürfen wir fernsehen?» Ich war nicht darauf gefasst, von irgendwem um Erlaubnis gefragt zu werden, und sagte nein, weil sie danach noch vorhatten, in den Zirkus zu gehen, und ich fand, sie sollten noch was anderes machen, als anderen Leuten zuzusehen, was die tun. Jasmins Kommentar am näch-

sten Tag: «Alexandra hat mir Fernsehen verboten, weil Zirkus ungesund ist.» Das war mein Einstand, ihr nein zu sagen!

Es gab viele Situationen, in denen Jasmin bei mir angedockt hat. Etwas habe ich ganz schnell begriffen: Wenn du mit einem Kind eine Beziehung aufnimmst, versprichst du ihm Sicherheit. Und das musst du auch einhalten.

Was hattest denn du davon, dass ein ganzes Gefüge dein Kind mitbetreut hat?

Liliane: Was ich davon hatte? Viel Freiheit und viel mehr Zeit für mich, als wenn ich mit Jasmin allein gewesen wäre. Wichtiger noch: Ich fühlte mich in einem größeren Zusammenhang aufgehoben. Es war sozusagen «Gegenseitigkeit mit einer Gruppe», auch wenn das paradox klingt. Und ich hatte ein zufriedenes Kind.

Alexandra: Was hat Jasmin am WG-Leben gefallen?

Liliane: Jasmin hatte es immer sehr gern, in einer WG zu leben – mit Ausnahme der Wechsel, der Aus- und Einzüge. Dabei lernte sie ein breites Spektrum von Verhaltensalternativen kennen, zum Beispiel im Konfliktverhalten oder bezüglich Erziehungsvorstellungen. Jasmin konnte erleben, dass bei verschiedenen Leuten verschiedene Regeln und Grenzen gelten. Und ich musste als Mutter nicht alles selber können und auch nicht perfekt sein.

Alexandra: Was war in der früheren WG unter den vielen BetreuerInnen deine besondere Rolle als Mutter? War das wirklich Gegenseitigkeit?

Liliane: «Gegenseitigkeit» ist vielleicht das falsche Wort. Ich versuchte, dafür zu sorgen, dass die anderen etwas davon hatten, dass sie sich an der Kinderbetreuung beteiligten. Zum Beispiel zu schauen, dass sie die schönen Teile des Lebens mit dem Kind hatten und nicht nur die anstrengenden. Aber sicher, es gibt auch Macht in dieser Beziehung: diejenige der Mutter, die mit dem Kind weggehen kann.

Alexandra: Die Macht der anderen ist, sich jederzeit aus der Verantwortung zurückziehen zu können.

Liliane: Ja, die anderen können die Verantwortung jederzeit zurückgeben oder sie gar nicht erst übernehmen. Die Mutter kann dann nichts tun. Sobald die anderen aber in Beziehung zum Kind treten, kehren die Machtverhältnisse sich um.

Hattest du bei Jasmin überhaupt die Wahl, keine Beziehung zu ihr aufzunehmen?

Alexandra: Lass mich überlegen ... Das war vielleicht gar keine Frage für mich, weil ich gespannt war, mit einem Kind zusammenzuwohnen. Du hast mir irgend-

wann gesagt, Jasmin hätte den Wunsch, an den Montagen, an denen sie zu Hause war, mit mir zusammen zu sein.

Liliane: Ich glaube, es war für sie toll, dass du ihr so viel an Beziehung angeboten hast.

Alexandra: Wir hatten sehr intensive Gespräche. Einmal lag sie in der Badewanne und wollte nicht ins Bett gehen. Da fragte sie mich plötzlich: «Als du so alt warst wie ich, wolltest du einen Mann oder eine Frau?» Daraus ergab sich ein dreiviertelstündiges Gespräch übers Lesbischsein, Bi-Sein, Hetera-Sein ... – das fand ich toll.

Ein anderes Mal, da war sie etwa zehn, wollte sie, dass ich ihr als Gutenachtgeschichte erzähle, was ich so machte, als ich so alt war wie sie. Ich fand es schön, dass sie dadurch diese Geschichten für mich wieder lebendig machte.

Ich hatte das Gefühl, dass ich bei Jasmin die Papa-Rolle hatte. Ich habe sie immer als Erwachsene angesprochen – du hingegen hast sie als Kleinere angesprochen. Die klassische Mama-Papa-Rolle.

Von Kindern habe ich tierisch viel gelernt, weil sie anders fragen und einen anderen Anspruch auf Wahrheit haben als Erwachsene.

Liliane: Du hast aber auch immer tolle Geschichten erzählt. Bei dir hat sich Jasmin getraut zu fragen, Fragen zu stellen, die sie anderen Menschen nicht stellen konnte oder wollte. Ich denke, Kinder merken schnell, dass es schön ist, dich zu fragen, weil du bei jeder Frage versuchst, die Antwort selbst zu entdecken.

Alexandra: Das ist aber ein tolles Kompliment!

Was hat es dir gebracht, mit mir die Kinderbetreuung zu teilen?

Liliane: Wie du mit Jasmin warst, für sie da warst. Deine Art, mit Kindern zu sprechen, hat ihr sehr gut getan. Auch mir hat es gut getan: Viele meiner Bedürfnisse waren in der WG abgedeckt. Es war eine schöne Zeit, in Bezug auf Wärme, Herzlichkeit, Vertrautheit und auch bezüglich intellektueller Diskussionen.

Alexandra: Und was hat es dir genommen?

Liliane: Darin ist auch die andere Seite enthalten: Ich habe mich manchmal beengt gefühlt, eingeschränkt, diese Wärme auch in einer Partnerschaft zu suchen. Es hat mir mit der Zeit auch Angst gemacht, auf deine Wünsche nach Familie nicht antworten zu können und zu wollen.

Liliane: Was ist dir Schönes geblieben aus unserer gemeinsamen Zeit?

Alexandra: Ich habe gelernt, dass Kinder glücklich machen, und zwar anders, als man meint als kinderlose Person. Zuerst mal vom Rhythmus, den sie produzieren ... Wie sie einfach sind, langsamer, bei sich, und im Grossen und Ganzen primäre Bedürfnisse haben. Dazu gehört eben auch Langeweile.

Ich erinnere mich, einmal hatten wir es beide superstreng bei der Arbeit. So versuchten wir, auch das Kind zu beschleunigen, im Sinn von: «Hast du auch dies und jenes schon erledigt?» Da begann Jasmin richtig mit uns zu schimpfen: «Ihr sollt nicht immer heimkommen und gleich sagen, hast du das oder das schon gemacht?» Da hatte sie vollkommen Recht.

Liliane: Weissst du, dass Jasmin von dieser Zeit behauptet, sie sei ein Schlüsselkind gewesen?

Alexandra: Sie war schon zum Teil allein, wenn auch nur 1 ½ Stunden am Tag. Doch das ist lange für ein Kind. Ich glaube schon, dass ihr das grauenhaft gestunken hat. Nach eurem Auszug wurde mir klar, wie stark ich in der Elternrolle war – ich hatte ein Drittel ihres Lebens mit Jasmin zusammengelebt. Ich habe ganz viel gelernt, auch dadurch, dass ich vieles falsch gemacht habe. Zum Beispiel habe ich geschimpft, weil sie mit dreizehn einen Schwulenwitz erzählt hat – bis sie sich die Ohren zuhielt. Dafür habe ich mich nachher geschämt. Ich habe aber auch gelernt, dass es nicht so schlimm ist, einen Fehler zu machen, wenn ich den Alltag mit einem Kind teile: weil ich wieder darauf zurückkommen kann. Es gab ganz viele lustige Situationen. Und noch etwas Schönes: Von Jasmin habe ich alles gelernt, was ich vom Trösten weiss.

Liliane: Du hast jetzt viel Schönes erzählt. War die Trennung deshalb so schwierig?

Alexandra: Was schwierig ist, ist das fast nicht ansprechbare Machtgefälle. Dazu gibt es keine Rolle, keine Skills und Tools. Als ihr ausgezogen wart, war es für mich ein grösserer Liebeskummer als alle anderen. Aber es hat auch etwas geöffnet, weil ich mir dann selber einen Mann und ein Kind suchen musste. Das ist das, was ich vorhin mit den Linken und der Psychoanalyse meinte. Die Psychoanalytiker wollen uns doch sagen: Jetzt bist du endlich reif und merkst, dass auch du nach dem Normalen strebst. Das ist etwas, was mich traurig macht. Dass «reif sein» heissen soll, die ganzen Flausen zu spülen!

Heute glaube ich noch an Freundschaft, aber nicht mehr an Wahlverwandtschaft.

Liliane: Wie hast du das vorhin gemeint: dass sich für dich etwas geöffnet hat nach unserem Auszug?

Alexandra: Ich dachte, so geht es nicht, das tut mir nicht gut, also suche ich mir eine eigene Familie! Inzwischen bin ich zwar wieder getrennt, aber Garantien gibt es eben nicht. Bei dir hat es ja auch etwas geöffnet, zum Beispiel mit deinem Partner zusammenwohnen zu wollen. Oder den Wunsch, anders mit Konflikten umzugehen.

Ich habe in Erinnerung, dass du irgendwann angefangen hast zu sagen: «unsere Jasmin.» Ich glaube, das hat mit zwei Problemen zu tun, die alleinerziehende Menschen haben: erstens allein zu sein mit der grossen Liebe zum Kind und zweitens nicht gespiegelt zu werden. Ich kann mir vorstellen, dass du in der überdimensionierten Nähe, die wir hatten, einfach froh warst um diesen Spiegel. Und ich war froh, weil ich als kinderlose Frau immer ein bisschen weniger erwachsen bin.

Liliane: Wenn du mit «erwachsen sein» meinst, eine eigene Familie zu haben ... Kinder allein sind für mich nicht Familie, obwohl Lateinamerikanerinnen das so sehen. Ich kenne auch kinderlose Leute, die ich als Familienmenschen ansehe. Meine eigenen Bilder zu «Familie» sind widersprüchlich: Geborgenheit, Zugehörigkeit, nur eine Rolle zu haben im Guten wie im Bösen.

Alexandra: Aus derselben Familie kommen – das bedeutet doch auch, einen gemeinsamen «Stallgeruch» zu haben. Das gibt es nur aus Familien mit Kindern, diesen gemeinsamen Hintergrund, nicht wahr?

Liliane: Das sehe ich auch so, aber nicht so absolut. Jasmin wird ein Stück Stallgeruch von dir mit sich tragen von den vier gemeinsamen Jahren in der WG. Nicht ganz so, wie den Stallgeruch aus einer Kleinfamilie. Gebrochener, fragmentarischer. Sie hat mehr Wechsel erlebt, mehr Beziehungen zu Erwachsenen aufgebaut, nicht nur eine einzige Welt in der Kleinfamilie kennengelernt. Ich hoffe, sie hat dadurch heute mehr Wahlmöglichkeiten.

Zu den Autorinnen:
Alexandra, 45, und Liliane, 50, leben in Zürich und sind in der linken und feministischen Szene der 1980er Jahre politisch sozialisiert worden. Beide haben im Lauf ihres Lebens verschiedene Wohnformen ausprobiert. Ihre Namen sind erfunden, die Geschichte ihrer Beziehung aber ist wahr. Das Gespräch fand im Juni 2006 statt.

Ledig und kinderlos

Historischer Blick auf einen widerständigen Lebensentwurf

Anne-Françoise Gilbert

Wie sprechen über eine Lebensform, die sich auf den ersten Blick nur durch die Negierung definieren lässt? Ledig und kinderlos – die Beschreibung verweist sprachlich auf ein Fehlen, auf das, was nicht ist. Dieses Problem hat mich bei der langjährigen Beschäftigung mit den Lebensentwürfen lediger Frauen immer begleitet und in Gesprächen mit Freundinnen mitunter nach Klärung gerufen.

Um die Falle dieser Negierung zu umschiffen, habe ich in meinem Buch über Lebensentwürfe lediger Frauen zum einen die Frauen selber zu Wort kommen lassen, ihre Subjektivität, ihre Sicht auf ihr Leben, ihren Eigen-Sinn. Zum anderen bin ich der Frage nachgegangen, auf welche Interpretationsfolie, auf welche kulturelle Norm diese Negierung verweist. Dafür hat es sich als nützlich erwiesen, historisch vorzugehen.¹

Ledig bleibende Frauen waren seit der Aufklärung immer wieder Gegenstand von Karikaturen, deren Stereotypen variieren, deren negative Konnotationen aber beständig sind. Doch die Figur der alleinstehenden Frau erscheint erst mit dem Aufkommen der bürgerlichen Gesellschaft als defizitär: Ihre Marginalisierung erfolgte vor dem Hintergrund des Ideals des bürgerlichen Paares, das sich im Lauf des 18. Jahrhunderts herausbildete. Das Ehepaar mit Kind stellte die neue soziale Einheit dar. Das damit verbundene Geschlechterarrangement war allerdings mit erheblichen Kosten für die Frauen verbunden: Weiblichkeit war ganz von den Interessen des Mannes und der Kleinfamilie her bestimmt, und sie bedeutete für Frauen den Verlust von Welt. Denn die Frau trat ihre Handlungsfähigkeit in der Welt gleichsam an den Mann ab und hatte in der Illusion des «Grossen Paares» an seiner Grösse teil.² Vor diesem Hintergrund habe ich die These vertreten, dass die Figur der alleinstehenden Frau auf die Widersprüche der modernen Geschlechterordnung verweist

und dieser Praxisentwurf deshalb von der Kultur verdrängt oder abgewertet wird. Und ich habe im Gegenzug den sozialen Ort der ungebundenen/ledigen Frauen als Ort der Innovation und der Transformation der Geschlechterverhältnisse betrachtet. Diese Perspektive eröffnet neue Einsichten, nicht zuletzt auch in die Vielfältigung der Lebensformen im letzten Drittel des 20. Jahrhunderts und in die gegenwärtige Debatte um Kinderlosigkeit.

Die politische Dimension der Lebensentwürfe lediger Frauen kommt im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts besonders klar zum Tragen. Im Folgenden möchte ich ausführlicher auf diese Phase eingehen.

Überschüssige Frauen – eine öffentliche Debatte und männliche Ängste

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts beklagten sich zeitgenössische Kommentatoren in ganz Europa über die zunehmende Zahl ledig bleibender Frauen und die wachsenden Schwierigkeiten, eine Ehe zu schliessen. So sah der namhafte englische Journalist W. R. Greg 1862 in der hohen Zahl alleinstehender Frauen einen ungesunden und verkehrten Zustand:

«There are hundreds of thousands of women [...] – scattered through all ranks, but proportionally most numerous in the middle and upper classes, – who have to earn their own living, instead of spending and husbanding the earnings of men; who, not having the natural duties and labours of wives and mothers, have to carve out artificial and painfully-sought occupations for themselves; who, in place of completing, sweetening, and embellishing the existence of others, are compelled to lead an independent and incomplete existence of their own.»³

Die öffentliche Dramatisierung der Frage der «überschüssigen Frauen» («redundant women») in den westlichen Ländern entsprach jedoch keineswegs den statistischen Fakten – der Anteil lediger Frauen sowie die Zahl der Eheschliessungen waren nämlich relativ konstant.⁴ An der Lage der unverheirateten Frauen aus Mittel- und Oberschicht – so meine These – brachen zu diesem Zeitpunkt vielmehr die Widersprüche der bürgerlichen Geschlechterordnung wieder auf. Für die ledigen Frauen dieser Schichten galten bis dahin nur familiengebundene Erwerbsformen als standesgemäss, also Handarbeiten im eigenen Haushalt oder die Anstellung als gehobenes Personal in einem fremden Haushalt. Auch die hohe Zahl lediger Frauen auf dem Land stellte für die Zeitgenossen kein Problem dar, denn sie waren in die ländliche Produktions- und Sozialstruktur integriert. Diese Formen weiblichen Erwerbs aber standen in der Tradition hausrechtlicher Abhängigkeit.⁵

Zwei Faktoren führten in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zur Politisierung der Widersprüche, die in dieser Scheinlösung für ledige Frauen aufgehoben waren: Zum einen sahen sich Frauen aus der Mittelschicht immer häufiger genötigt, ihren Lebensunterhalt selber zu verdienen, weil ihre Familien nicht in der Lage waren,

sie standesgemäss zu versorgen; die beschränkten Erwerbsmöglichkeiten stellten sie aber vor grosse Probleme. Zum anderen gab sich eine kleine, aber ernst zu nehmende Zahl von Frauen mit dem Leben als höhere Tochter nicht zufrieden und drängte dazu, sich neue Arbeits- und Handlungsbereiche zu erschliessen. Der Anspruch der Frauen auf Erwerb stand dabei nicht nur im Widerspruch zum bürgerlichen Weiblichkeitsideal, das die Frau von Arbeit befreien wollte und ihre Arbeit entsprechend negierte; damit war unmissverständlich auch der Anspruch auf weibliche Unabhängigkeit verknüpft, wenn auch nicht immer explizit formuliert. Die Klagen männlicher Zeitgenossen sind also als Ausdruck der zunehmenden Schwierigkeit zu verstehen, jenes Modell von Familie und Weiblichkeit aufrechtzuerhalten, das im Zentrum bürgerlicher Identität stand. Ledige Frauen und ihr Anspruch auf eine eigenständige Lebensform stellten die bürgerlich-patriarchale Kleinfamilie und damit die Herrschaftsformen zwischen den Geschlechtern in Frage.

Damit gewann ledigbleiben als bewusst gewählter Lebensentwurf für Frauen eine politische Dimension. In den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts wurde es zu einem zentralen Hebel im Kampf um die Transformation der Geschlechterverhältnisse. Eine kleine, aber gewichtige Zahl von Frauen der Mittel- und der Oberschicht verwarf die Ehe und erblickte in der Freundschaft zu anderen Frauen die Grundlage zu einem Lebensentwurf jenseits der Ehe. Gegen Bevormundung und Abhängigkeit in der patriarchalen Ehe erhoben diese Frauen Anspruch auf Selbstbestimmung und auf Handeln in der Welt. Es waren die Pionierinnen in den neuen Frauenberufen und die Aktivistinnen der Frauenbewegung, die als Erste ausserhalb heterosexueller Verhältnisse lebten und auf der Basis von Vermögen oder eigenem Einkommen neue Arbeits- und Lebenszusammenhänge schufen.

Zwischen Gleichheitsanspruch und Unrechtserfahrung

Der Entscheid, ledig zu bleiben, lässt sich im Spannungsfeld von Liebesideal und Eherealität im 19. Jahrhundert ansiedeln. Das Ideal der Liebe zwischen den Ehegatten, das im Bürgertum des 18. Jahrhunderts aufgekommen war, setzt Gleichheit und Selbstbestimmung der Geschlechter voraus. Solange die Frauen jedoch von Bildungs- und Berufsmöglichkeiten ausgeschlossen blieben, waren sie de facto auf die Versorgungsehe angewiesen. Ihre Wahlfreiheit und ihr Anspruch auf Selbstbestimmung entpuppten sich als Illusion. Die für die Frau damit einhergehende Demütigung musste gesellschaftlich verdrängt werden.

Im Lauf der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts hatten sich Frauen Möglichkeiten der Existenzsicherung jenseits der Ehe erschlossen. Doch die – im Lauf des Jahrhunderts sogar verschärfte – rechtlich verfasste Ungleichheit zwischen den Ehegatten stand nach wie vor im Widerspruch zum Ideal der gegenseitigen Anerkennung in der Geschlechterbeziehung. Da nun reale Alternativen bestan-



Klare Verhältnisse (Werbung 1960er Jahre).

den, musste die Demütigung, die mit der Ehe verbunden war, von den Frauen jedoch nicht mehr verdrängt werden, vielmehr geriet die Ehe nun öffentlich unter Druck.

So rief Anita Augspurg – eine prominente Vertreterin des radikalen Flügels der deutschen Frauenbewegung – in einem offenen Brief, den sie 1905 in der «Frauenbewegung» publizierte, zum Eheboykott auf. Sie reagierte damit auf das Schreiben einer Leserin, die sich dem Druck ihrer Familie, ihre Beziehung zu einem Mann durch Eheschliessung zu legitimieren, widersetzen wollte und dafür um Rat bat.

«Lassen Sie sich sagen, dass der vielgeschmähte weibliche Instinkt mit grosser Sicherheit wieder das Richtige getroffen hat, denn die legitime Ehe bedeutet für die Frau den gesetzlichen Verzicht auf Rechtsexistenz, umschliesst nicht allein die für eine selbständige Individualität unwürdige Aufgabe ihres Namens und ihres Selbstbestimmungsrechtes, sondern in den meisten Fällen völlige pekuniäre Abhängigkeit und in allen Fällen gänzliche Rechtlosigkeit an ihren Kindern.

Für eine Frau von Selbstachtung, welche die gesetzlichen Wirkungen der bürgerlichen Eheschliessung kennt, ist es nach meiner Überzeugung unmöglich, eine legitime Heirat einzugehen: ihr Selbsterhaltungstrieb, die Achtung vor sich selbst und ihr Anspruch auf die Achtung ihres Mannes lässt ihr nur die Möglichkeit einer freien Ehe offen.»⁶

Im weiteren Verlauf ihres Briefes führt Augspurg der Leserin die Auswirkungen der ehelichen Vormundschaft des Mannes über die Frau konkret vor Augen: Mit der Ehe verliert sie das Recht, in eigenem Namen einen Vertrag zu unterschreiben; sie tritt ihrem Ehemann die Verwaltung und die Nutzniessung ihres eigenen Vermögens ab; und er erhält das Entscheidungsrecht in allen Fragen, welche die Erziehung der gemeinsamen Kinder betreffen. Selbst wenn ihr Ehegatte nicht willens sein sollte, seine eheliche Gewalt auch wirklich auszuüben, gibt Augspurg ihren Leserinnen zu bedenken, so beruht dies einzig auf seinem guten Willen; sie haben als Ehefrau keinen Anspruch darauf und sind von ihm abhängig. Und sie schliesst ihren Brief mit folgenden Worten:

«Wenn hundert tüchtige deutsche Frauen offen erklärt haben werden, unsere Gesetze bieten meinem Manne und mir keine Möglichkeit in einer legitimen Ehe ein menschenwürdiges Verhältnis aufrecht zu erhalten, so werden diese Gesetze geändert werden. Tun Sie das Ihre, um diese Reform herbeizuführen.»⁷

Augspurg wendet sich hier nicht gegen die Liebesbeziehung zwischen Mann und Frau, vielmehr sind es die gesetzlichen Bestimmungen der Ehe, welche die Liebe gefährden. Die strukturellen Bedingungen verunmöglichen eine auf Gleichheit und gegenseitige Anerkennung angelegte Beziehung zwischen den Geschlechtern. Zur Debatte steht die gesetzliche Regulierung der privaten Verhältnisse.

Frauenfreundschaft als Gegenentwurf zur Ehe

Meine These ist nun, dass ledige Frauen mit der Frauenfreundschaft eine neue Vergesellschaftungsform entwickeln; sie stellt an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert einen Gegenentwurf zur Ehe und zum Modell des Grossen Paares dar. Am Beispiel der Lebensgemeinschaft von Lida Gustava Heymann und Anita Augspurg, den beiden berühmten Vertreterinnen des radikalen Flügels der deutschen Frauenbewegung um 1900, möchte ich diese These ausführen.⁸

Die beiden Frauen begegnen sich zum ersten Mal an einem internationalen Frauentag 1896 in Berlin. Anita Augspurg ist damals 39 Jahre alt und steht kurz vor dem Abschluss ihres Jurastudiums an der Universität Zürich. Lida Gustava ist 28; nach dem Tod ihres Vaters hat sie die Verwaltung seines Nachlasses übernommen und in Hamburg mit dem Aufbau sozialer Angebote für Frauen begonnen. Die erste Begegnung mit ihrer späteren Lebensgefährtin beschreibt Heymann mit folgenden Worten:

«Meine erste Begegnung mit Anita Augspurg fiel in das Jahr 1896. Wir waren beide völlig unabhängige, freie Menschen, soweit der Mensch frei sein kann, wir hatten uns beide von hemmendem Familienanhang emanzipiert, hatten unser Leben nach Veranlagung und eigenen Wünschen gestaltet. Jede lebte allein, führte ein behagliches weibliches Junggesellendasein. [...] Die ersten Worte, die ich von Anita Augspurg vernahm, lauteten: «Wo ist das Recht der Frau?» Diese mit Kraft und selten klangvoller Stimme in den mächtigen Saal gerufene Frage traf mich tief, liess mich aufhorchen und aufschauen. Am Rednerpult stand ein Mensch in an griechische Art erinnerndem Gewande aus braunem Sammet. Schon ergrauendes kurzes Haar umrahmte eine hohe Stirn, unter der zwei klar schauende Augen blitzten. Ein scharfes Profil stand in merkwürdigem, aber nicht unharmonischem Kontrast mit einem liebreizvollen Munde, Kinn und kleinen Ohren. Die Klarheit ihrer frei gehaltenen Rede, die Schärfe ihrer Beweiskraft und hernach in der Diskussion die kompromisslose Verteidigung der von ihr aufgestellten, von anderen angezweifelte Behauptungen – das alles imponierte mir restlos.»⁹

Anita Augspurg zieht mit ihrer Rede die um 10 Jahre jüngere Lida Gustava gleich in ihren Bann. Die Leidenschaftlichkeit, mit der sie ihre Sache vertritt, spricht alle Sinne an und löst Bewunderung aus. Die gebildete, öffentlich auftretende Frau, die ihre eigene Stimme erhebt, verkörpert weibliche Macht, die der Ohnmacht der eigenen Mutter gegenübersteht. Diese Macht wirkt erotisch auf andere Frauen. Der asymmetrischen Struktur dieser ersten Begegnung setzt Heymann die Symmetrie ihrer persönlichen Situation entgegen. In Bezug auf Unabhängigkeit, Freiheit und Selbständigkeit sind sie gleich. Die Bezeichnung «weibliches Junggesellendasein» verweist einerseits darauf, dass die spezifischen Qualitäten dieser Lebensform männlich konnotiert sind; andererseits ist damit die

Möglichkeit evoziert, dass diese Begegnung ihrem Junggesellendasein ein Ende setzen könnte.¹⁰

Der Kampf für Frauenrechte führt die beiden Frauen im folgenden Jahr wieder zusammen. Anita lebt im Winter in Berlin und im Sommer auf dem Land in der Nähe von München. Lida verbringt die Sommerferien jeweils mit ihr zusammen. Über die Entwicklung ihrer Freundschaft sagt Heymann:

«Jedes Jahr brachte uns einander näher, vertiefte unsere Freundschaft, [...]. Jeder Mensch ist nur einmalig, völlige Gleichheit ist ausgeschlossen; wo sich bei uns Verschiedenheit ergab, sei es der Veranlagung oder des Könnens, der Passionen, vielleicht auch durch den Unterschied an Jahren, da hatten wir so viel Achtung vor- und Interesse füreinander, dass jeder den anderen gewähren liess. Für mich, die Jüngere, bedeutete gerade diese Verschiedenheit ein reiches Wachstum für meine Lebenserfahrung und -weisheit; dass aber auch mein Verschiedensein, meine Andersartigkeit Anita manches gab, steht für mich ausser Frage. Beweis dafür ist unsere durch nichts jemals getrübt 40jährige beglückende Freundschaft. Jede Freundschaft oder Liebe, die mit den Jahren auf einseitiges Geben und Nehmen hinausläuft, bedeutet Ende, Tod. Nur charakterlose Menschen können sich mit solchem einseitigen Verhältnis abfinden, es äusserlich weiterbestehen lassen; es hat weder mit wahrer Freundschaft noch Liebe etwas zu tun.»¹¹

Gleichheit und Verschiedenheit bilden hier gleichsam das Koordinatensystem, um die Eigenheiten ihrer Freundschaft zu reflektieren. Vor dem Hintergrund eines männerzentrierten Begriffs von Gleichheit und Differenz sind sie als Frauen per definitionem gleich. Heymann dagegen betont, dass gerade ihre Verschiedenheit für beide so bereichernd war. Doch jenseits dieser Dichotomie ist für sie Gegenseitigkeit das zentrale Moment jeder Freundschaft, unabhängig vom Geschlecht. Der unausgesprochene Bezugspunkt, die gesellschaftliche Realität, vor deren Hintergrund diese Ausführungen gelesen werden müssen, ist die Ehe, die Ende des 19. Jahrhunderts Gegenseitigkeit zwischen Mann und Frau strukturell verunmöglicht und die äusserlich oft nur deswegen weiterbesteht, weil die Frauen keine Alternativen haben. Im Gegensatz dazu beruht die Freundschaft der beiden Frauen auf freier Wahl, und sie hat auch nach Jahren nicht an Substanz verloren. In diesem Lichte aber verschiebt sich die Bedeutung der Begriffe Gleichheit und Differenz: Gleichheit bedeutet im Kontext dieser Beziehung strukturelle Gleichheit, Ebenbürtigkeit der Personen, während Verschiedenheit die konkreten Individualitäten bezeichnet, jenseits von Geschlechterdifferenz.

Für die strukturelle Gleichheit in dieser Beziehung aber ist das politische Engagement der beiden Frauen konstitutiv. Anita Augspurg stand um die Jahrhundertwende im Zentrum des radikalen Flügels der Frauenbewegung in Berlin; Lida Gustava Heymann hatte in Hamburg vielfältige Projekte initiiert; mit der Gründung

des ersten deutschen Frauenstimmrechtsvereins 1902 in Hamburg legten die beiden den Grundstein für ihre enge politische Zusammenarbeit. Als Pionierinnen trugen sie entscheidend dazu bei, die Forderung nach dem Frauenstimmrecht auf die politische Tagesordnung zu bringen und die Frauen in allen Teilen Deutschlands für ihre Rechte zu mobilisieren. Ab 1915 rückte das Engagement in der Internationalen Frauenliga für Frieden und Freiheit ins Zentrum der politischen Arbeit der beiden Aktivistinnen.¹²

Bestimmend für die Struktur dieser Frauenfreundschaft ist also die Tatsache, dass sowohl Augspurg wie Heymann stark in ihrer politischen Arbeit verankert sind. Während die Bevormundung der Frau in der Ehe die Frau zwingt, ihre eigene Handlungsfähigkeit in der Welt an den Mann abzutreten und dafür identifikatorisch an seiner Grösse teilzuhaben, beziehen sich hier beide Frauen als eigenständig Handelnde auf die Welt und erheben Anspruch darauf, sie zu gestalten und zu verändern. Auf dieser Grundlage ist Gegenseitigkeit erst möglich. Mit ihrer Arbeits- und Lebensgemeinschaft schaffen sich Heymann und Augspurg eine neue Form der – symmetrisch strukturierten – Privatsphäre; sie bildet die Basis ihres gemeinsamen politischen Engagements. Das gemeinsame Dritte der politischen Arbeit bleibt in den langen Jahren ihrer Freundschaft ein starkes bindendes Moment, gleichzeitig sichert es aber auch die Unabhängigkeit jeder einzelnen in der Beziehung.

Verlassen wir das Beispiel dieser beiden Protagonistinnen und halten wir fest: Mit der Frauenfreundschaft als neue Vergesellschaftungsform ist nicht nur eine Form des sozialen Lebens bezeichnet, sondern auch eine Form der Organisation weiblicher Arbeit und Arbeitskraft und eine Form der Produktion weiblicher Identität. Ledigbleiben ist für Frauen um 1900 eine Strategie, um selbstbestimmt über ihre Ressourcen, ihre Arbeitskraft und ihren Körper verfügen zu können. Darüber hinaus aber schafft die Zuwendung zu anderen Frauen einen kulturellen Raum, wo sich die Subjektivität und die Gestaltungskraft von Frauen entfalten können. Es ist jener Raum, in dem neue Identitäten entstehen, wo die kritische Auseinandersetzung mit den Verhältnissen erfolgen kann, wo eigene Positionen entwickelt und die uneingelösten Ansprüche auf Freiheit und Gleichheit der Frau wieder aufgeworfen werden.

Die Lebensgemeinschaft unter unverheirateten Frauen war in den Kreisen berufstätiger und frauenbewegter Frauen im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts weit verbreitet. Diese Lebens- und Arbeitszusammenhänge bildeten den Nährboden der Frauenbewegung und stellten damit eine Voraussetzung zur Politisierung der Geschlechterverhältnisse um 1900 dar. Damit wurden jene im Modell des Grossen Paares aufgehobenen kulturell verdrängten Aspekte der Gleichheit und der Freiheit der Frau wieder der politischen Auseinandersetzung zugeführt und entsprechend als Interessenkonflikt sichtbar.

Zur Vervielfältigung der Lebensformen im späten 20. Jahrhundert

Was kann uns der Blick auf diesen Praxisentwurf an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert für die Einschätzung aktueller Tendenzen und Debatten bringen?

Die ledigen Frauen der letzten Jahrhundertwende waren Pionierinnen eines Lebensentwurfs, der erst im Lauf des 20. Jahrhunderts auf der ökonomischen Grundlage verallgemeinerter weiblicher Berufsarbeit einer breiteren Schicht von Frauen zugänglich wurde. Die Erfahrung dieser Pionierinnen bildet eine verschüttete Tradition weiblicher Praxisentwürfe jenseits der Ehe. Ihre Freilegung wirft nicht zuletzt ein neues Licht auf die Tendenzen der Pluralisierung der Lebensformen im letzten Drittel des 20. Jahrhunderts.

Ob sie nun ledig blieben, ohne es gesucht zu haben, oder ob sie sich aktiv dafür entschieden hatten, ledige Frauen machten im 19. Jahrhundert die Erfahrung der Freisetzung aus tradierten Mustern weiblicher Lebensgestaltung. Der Verlust tradierter lebensgeschichtlicher Orientierungen – der mitunter auch schmerzhaft sein konnte – war zwangsläufig mit der Herausforderung verknüpft, für das eigene Leben neue Orientierungen und neue Formen der Identität zu entwickeln. Im Widerspruch zum dominanten Muster bürgerlicher Weiblichkeit stand dabei die Orientierung an den eigenen Bedürfnissen und Interessen, die Entwicklung der Persönlichkeit, mit einem Wort, der eigene Individuierungsprozess im Zentrum.

Dieser Prozess weiblicher Individuierung erfasst seit den 1970er Jahren tendenziell alle Frauen, und er hat weitreichende Konsequenzen für die Gestaltung der Beziehungen zwischen den Geschlechtern. Die damit einhergehende Pluralisierung der Lebensformen im ausgehenden 20. Jahrhundert wird in der öffentlichen Debatte mit der Brüchigkeit von Ehe und Familie und dem Nachlassen der Verbindlichkeit sozialer Normen in Zusammenhang gebracht. Doch diese Sichtweise vermeidet es, die geschlechtsspezifischen Implikationen der Phänomene zu benennen. In der hier entworfenen Perspektive erscheint die Pluralisierung der Lebensformen weniger als Konsequenz einer Modernisierungslogik, die das Leben der einzelnen ergreift und sie in die Einsamkeit treibt, sondern vielmehr als neue Welle der Transformation der Geschlechterverhältnisse. Dabei werden Widerspruchskonstellationen aktiviert, die für das moderne Geschlechterverhältnis konstitutiv sind und für männliche wie für weibliche Lebensgestaltung bis heute wirksam bleiben.

Wenn sich männliche Kommentatoren heute über die zunehmende Kinderlosigkeit beklagen und dabei das Gespenst des Zusammenbruchs des Rentensystems an die Wand malen, so lässt sich dies als männliche Machtstrategie interpretieren angesichts der Schwierigkeit, das Geschlechterarrangement der Nachkriegszeit aufrechtzuerhalten. Und wenn Frauen in der Schweiz oder in Deutschland heute keine Kinder mehr auf die Welt stellen, so handeln sie in einer vergleichbaren Logik wie jene Frauen, die am Ende des 19. Jahrhunderts nicht heirateten. Heute wie damals



Die Welt nach 68: Vater und Tochter in engem Kontakt, die Mutter als Fotografin – betrachtende Dritte – eine seltene Konstellation noch in den ausgehenden 1970er Jahren (Helen Pinkus-Rymann).

handelt es sich weniger um einen organisierten Boykott als um eine (massenhafte) Reaktion von Frauen auf eine individuell empfundene Zumutung. Heute wie damals stehen die strukturellen Bedingungen von Ehe und Mutterschaft zur Debatte. Die Bedingungen aber, die den Spielraum für die Gestaltung von Ehe, Familie und Mutterschaft abstecken, sind gesellschaftlich verfasst.

Die ledigen Frauen um 1900 kämpften dafür, die gesellschaftlich verfassten Bedingungen – die gesetzlich verankerte Ungleichheit der Geschlechter in der Ehe – zum Gegenstand öffentlicher Debatten zu machen. Die damals erhobenen Forderungen wurden erst mit der Revision des Eherechts gegen Ende des 20. Jahrhunderts eingelöst. An der Wende vom 20. zum 21. Jahrhundert geht es wieder – oder immer noch – um die gesellschaftliche Regulierung der Privatsphäre: Heute geht es um die Schaffung sozialer und ökonomischer Strukturen, die es Frauen (und Männern) ermöglichen, eine berufliche Tätigkeit mit dem Grossziehen von Kindern zu verbinden, ohne dabei einseitig von ihrem Partner abhängig zu werden oder in Armut zu geraten. In diesem Lichte betrachtet könnte die verbreitete Kinderlosigkeit ein Anlass sein, uneingelösten Forderungen der Frauenbewegung zum politischen Durchbruch zu verhelfen.

und ihrem Engagement im politischen Raum bin ich eingegangen in: Anne-Françoise Gilbert, Frauenfreundschaft und frauenpolitischer Kampf im Kaiserreich. Das Beispiel von Lida Gustava Heymann und Anita Augspurg, in: Ariadne, Forum für Frauen- und Geschlechtergeschichte, Heft 40, November 2001, S. 26–31.

- 9 Aus: Lida Gustava Heymann, Erlebtes – Erschautes: Deutsche Frauen kämpfen für Freiheit, Recht und Frieden 1850-1940. Hg. von Margrit Twellmann, Frankfurt/Main 2002, S. 75. Ihre Memoiren schreibt Heymann 1941 im Zürcher Exil.
- 10 Das wirft die Frage nach dem Verhältnis von Frauenfreundschaft und Liebesbeziehung auf. Tatsächlich lebten in den Kreisen der Frauenbewegung um 1900 viele Frauen in Paaren zusammen; über ihre Beziehungen und ihre Sexualität haben sie aber weitgehend geschwiegen. Vgl. dazu Margit Göttert, Zwischen Betroffenheit, Abscheu und Sympathie: Die alte Frauenbewegung und das «heikle Thema» Homosexualität, in: Ariadne, Almanach des Archivs der deutschen Frauenbewegung, Heft 29, Mai 1996, S. 14–21.
Auch Heymann lässt den Charakter der Beziehung zu ihrer Lebensgefährtin in ihren Memoiren offen; das bleibt gleichsam eine Leerstelle. Vgl. dazu ausführlicher Anne-Françoise Gilbert, Kampf um die Welt, S. 125–129.
- 11 Ebd. S. 77 f.
- 12 Vgl. dazu Ute Gerhard, Unerhört. Die Geschichte der deutschen Frauenbewegung, Reinbek bei Hamburg 1990. Die beiden Frauen engagierten sich insbesondere gegen das Aufkommen des Nationalsozialismus in Deutschland. Zum Zeitpunkt der Machtergreifung Hitlers 1933 befanden sie sich im Ausland und konnten nicht in ihre Heimat zurückkehren. Sie verbrachten die letzten Jahre ihres Lebens im Exil in Zürich, wo sie beide 1943 starben. Augspurg und Heymann sind im Friedhof Fluntern begraben, wo eine Gedenktafel an ihr reiches Wirken erinnert.

- 1 Vgl. Anne-Françoise Gilbert, Kampf um die Welt, Sorge um sich selbst. Lebensentwürfe und kulturelle Räume lediger Frauen in der Moderne, Königstein/Taunus 2001. Vgl. auch die Rezension in dieser Nummer der Olympe.
- 2 Vgl. Ulrike Prokop, Die Illusion vom Grossen Paar. Band I: Weibliche Lebensentwürfe im deutschen Bildungsbürgertum 1750–1770, Frankfurt/Main 1991.
- 3 «Hunderte, ja Tausende von Frauen – über alle sozialen Schichten hinweg, aber am zahlreichsten in der Mittel- und der Oberschicht – sehen sich gezwungen, ihren eigenen Lebensunterhalt zu verdienen, anstatt das von Männern verdiente Geld auszugeben und damit hauszuhalten; da sie die natürlichen Pflichten und Arbeiten der Ehefrau und Mutter nicht haben, müssen sie sich selber künstliche und mühevoll errungene Beschäftigungen schaffen; anstatt die Existenz der anderen zu vervollkommen, zu versüssen und zu verschönern, sind sie genötigt, für sich selbst eine unabhängige und unvollständige Existenz zu führen.» (Übersetzung AFG)
Erschienen unter dem Titel «Why are women redundant?», zitiert nach Martha Vicinus, Independent Women. Work and Community for Single Women, 1850–1920, London 1985, S. 3 f.
- 4 Cécile Dauphin, Femmes seules, in: Histoire des Femmes en Occident. Le XIX^{ème} siècle. Sous la direction de Geneviève Fraisse et Michelle Perrot, Paris 1991, S. 445–459. Dauphin weist darauf hin, dass sich Europa durch einen konstant hohen Anteil unverheirateter Personen in seiner Geschichte auszeichnet; der Anteil lediger Frauen fällt kaum je unter 10%.
- 5 Vgl. Herrad-Ulrike Bussemer, Frauenemanzipation und Bildungsbürgertum: Sozialgeschichte der Frauenbewegung in der Reichsgründungszeit, Weinheim/Basel 1985, S. 52.
- 6 Aus: Anita Augspurg, Ein typischer Fall der Gegenwart. Offener Brief, in: Die Frauenbewegung. Revue für die Interessen der Frauen, Hg. von Minna Cauer, XI. Jahrgang, Nr. 11, Berlin 1905, S. 81.
- 7 Ebd. S. 82.
- 8 Eine ausführliche Darstellung und Analyse der Biographie von Lida Gustava Heymann findet sich in Gilbert 2001, Kapitel 4. Auf die Wechselbeziehung zwischen der Struktur ihrer privaten Lebensform

Anne-Françoise Gilbert: Kampf um die Welt, Sorge um sich selbst.

Lebensentwürfe und kulturelle Räume lediger Frauen in der Moderne, Ulrike Helmer Verlag, Königstein/Taunus 2001.

«Nachher habe ich zu Abend gegessen, schnell Kaffee und Käse und Brot [lacht] ... aber gestern hatte ich Zeit, ich hatte nichts vor und ich esse dann meistens nicht schnell, oft sitze ich lange dran und überdenke mir einfach viel so Fragen, die für mich gerade aktuell sind, was mir gerade hochkommt, was mich beschäftigt.» So schildert Frau Kempin, Lehrerin, um die 50, ledig, den Verlauf eines Abends, nachdem sie zuvor um 17 Uhr von der Schule nach Hause gekommen war, eine Bekannte empfangen, mit der Freundin, mit der sie demnächst in die Ferien fahren wird, und mit ihrer Mutter, die allein lebt, noch telefoniert hatte, bevor sie ihr Abendessen einnahm. Solche Momente, in denen Alleinlebende über den eigenen Alltag reflektieren und in einem inneren Zwiegespräch sich ihrer selbst versichern, seien eine spezifische Form der Selbstsorge, so die Interpretation der Forscherin und Autorin Anne-Françoise Gilbert. Frauen, die jenseits von Ehe und Familie ihr Leben gestalten, stünden vor der Herausforderung, neue Formen der Selbstsorge zu entwickeln. Selbstsorge bezeichne dabei nicht nur die Zuwendung zu sich selbst, sie umfasse auch die Sorge um andere und das Verhältnis zur Gesellschaft. Ein Resultat der Forschungen von Gilbert ist denn auch, dass im Zentrum des Alltags und des Selbstverständnisses der drei interviewten Frauen der Beruf steht. Er sei die Grundlage ihrer Existenzsicherung, und zwar im Sinne der Versorgung als auch der persönlichen Befriedigung. Im Beruf versuchen sie, ihre individuellen Fähigkeiten und Interessen zu realisieren. Aufgrund der Informationen aus den sechs bis acht Gesprächen, die sie mit jeder der drei ledigen Frauen führte, zeichnet Gilbert in den Arbeitszusammenhängen auch zwei Konfliktlinien nach: Geschlechtshierarchische Strukturen in ihrem beruflichen Feld machen die Berufstätigkeit der Frauen zu einem Spannungsfeld zwischen Identitätsgewinnung und Identitätsbedrohung. Frauen der untersuchten Generation entwickeln im Spannungsfeld zwischen Bedürfnisorientierung und beruflichem Handeln aber auch eigene Lösungen. Alle drei haben z.B. beziehungsbezogene Ansprüche an ihre Arbeit formuliert.

Anne-Françoise Gilbert analysiert nicht die soziologischen Regelmässigkeiten, die Lebensläufe strukturieren, sondern interessiert sich für die von den Frauen subjektiv erfahrenen Unregelmässigkeiten in deren Geschichte. Dabei geht sie davon aus, dass die lebensgeschichtlichen Erfahrungen und Entscheidungen der Frauen in einem prinzipiell geschlechtshierarchisch strukturierten kulturellen Raum erfolgen, der auch die Deutungsmuster prägt. Insbesondere interessiert sie sich für das Wechselspiel von subjektiver Erfahrung und kulturellem Wandel. «Brüche» im Lebenslauf würden auf diese Dynamik hinweisen. Wenn die im Alltag selbstverständlichen Orientierungen scheitern, führe das zunächst zu einer Erschütterung der Identität. Die grosse Herausforderung sei dann, neue Orientierungs- und Problemlösungsmuster zu entwickeln. Es sei aber zugleich auch eine Chance, verdrängte Handlungsmöglichkeiten und Entwürfe der Lebensgestaltung in die eigene Identität zu integrieren und diese somit zu transformieren.

Lebensgeschichtliche Brüche erleben wir alle, und es werden auch individuelle Lösungen dafür gefunden. Doch wenn lebensgeschichtliche Brüche aufgrund der realen Strukturen des Geschlechterverhältnisses systematisch erzeugt würden, dann sei dies ein Motor von kulturellem Wandel. Diese Annahmen führen Gilbert zur provokativen These, dass die Pluralisierung der Lebensformen, insbesondere das Alleinleben von Frauen, aus der modernisierungstheoretischen Perspektive nicht hinreichend erklärt werden kann. Das Alleinleben von Frauen könne nämlich auch als Zeichen des Wandels der Geschlechterverhältnisse interpretiert werden. Gilbert tritt mit ihrer Forschung zu Lebensentwürfen und kulturellen Räumen lediger Frauen in der Moderne gegen Ulrich Becks breit diskutierte These an, dass die Existenzform des «Singles» ein Produkt durchgesetzter Modernisierung sei, die in Vereinzelung und Einsamkeit führe.

So bietet die Publikation von Gilbert – ihre Dissertation – Einblick in widerständige Lebensentwürfe lediger Frauen, die das Bild der defizitären, einsamen Frau widerlegen und zwar nicht nur für das 20. Jahrhundert. Ledige Frauen im 18. und 19. Jahrhundert thematisiert Gilbert in Teil I des Buches. Auch in ihrem Beitrag in dieser *Olympe* wählt Gilbert den historischen Zugang zum Lebensentwurf «ledig und kinderlos».

Verena Hillmann

Gaby Sutter: Berufstätige Mütter.

Subtiler Wandel der Geschlechterordnung in der Schweiz (1945–1970), Chronos Verlag, Zürich 2005.

Sutters Untersuchung zur Vereinbarkeit von Erwerbstätigkeit und Mutterschaft wirft ein scharfes Licht auf die historischen Hintergründe der laufenden Debatte. Diese Debatte wurde immer emotional aufgeladen, und sie lief immer unter ideologischen Vorzeichen: Problematisiert wurde vor allem die ausserhäusliche Erwerbsarbeit verheirateter Mütter, jene von ledigen Müttern galt als selbstverständlich, und die Mitarbeit der Frauen im Gewerbebetrieb oder auf dem landwirtschaft-

lichen Hof wurde in der Regel schlicht ignoriert. Auch wenn Sutter auf die Zeit von 1945 bis 1970 fokussiert, holt sie doch wiederholt weit aus, zieht Vergleiche mit früheren Perioden und bettet die Auseinandersetzung ein in das politische Umfeld der Nachkriegszeit und des Kalten Krieges. Dabei werden die finanzpolitischen und ideologisch motivierten Diskrepanzen deutlich: Während man mit dem Appell an die alleinige mütterliche Verantwortung für das Wohl der Kinder implizit die sogenannte Mütterarbeit moralisch verurteilte, wurde aus Spargründen und wegen der Selbstverständlichkeit männlicher Vorrechte weder die Stellung der Frauen auf dem Arbeitsmarkt verbessert, noch wurden effektive Schritte zur Umsetzung des Mutterschutzes unternommen oder öffentliche Kinderbetreuungsstätten eingerichtet. Vor allem focht sich die Mehrheit der Politiker um Gleichstellungsfragen und widersetzte sich der Ratifizierung der internationalen Konvention «Gleicher Lohn für gleiche Arbeit» der Internationalen Arbeitsorganisation (ILO) in Genf. Die gesamte Sozial- und Familienpolitik lief unter dem Primat der Aufrechterhaltung des Ernährer-Hausfrau-Modells. Dieses wurde nicht nur von bürgerlichen Politikern, sondern auch von den Gewerkschaften propagiert, die damit ihre Forderung nach höheren Löhnen für die Männer legitimierten.

126

Sutters Untersuchung zeigt, auf welcher fragwürdiger Basis die Resultate der Untersuchungen über die Folgen einer Vernachlässigung von kleineren Kindern verallgemeinert wurden, um mit dem Argument der lebenslangen psychologischen Schädigung gegen die Berufstätigkeit der Mütter ins Feld zu ziehen. Das Bild des «Schlüsselkindes» geriet zur eigentlichen Metapher für das Elend. Die Vernachlässigungsvorstellung schlug sich in den Diplomarbeiten von Schulen für Soziale Arbeit und dem Frageraster verschiedener öffentlicher sozialwissenschaftlicher Erhebungen nieder, selbst dann, wenn die Forscherinnen die mütterliche Erwerbstätigkeit nicht ablehnten, wie beispielsweise Käthe Biske, die wissenschaftliche Leiterin der Zürcher Mütterbefragung von 1957/58.* Selbst erwerbstätige verheiratete Mütter, die aus unterschiedlichen Gründen ihre Berufstätigkeit sehr positiv werteten, orientierten sich letztlich am dominierenden Modell. Was aber die Befragungen allesamt nicht bestätigten, das war das immer wieder öffentlich angeprangerte Bedürfnis nach materiellem Luxus als zentrales Motiv mütterlicher Erwerbstätigkeit. Doch stand diese Erwerbstätigkeit durchaus in einer Logik des sozialen Aufstiegs und der Verbesserungen der alltäglichen Bedingungen der Familie.

Die Widersprüche manifestierten sich auf der Ebene der Diskurse wenig, umso deutlicher kommen sie in den Statistiken zum Ausdruck, die hier erstmals in dieser Fundiertheit ausgewertet werden. In der Hochkonjunktur der 1950er und 1960er Jahre wurde die «Mütterarbeit» in den Publikationen verurteilt, doch waren verheiratete Mütter gesuchte Arbeitskräfte. So kollidierte die errechnete Erwerbsquote von Ehefrauen mit dem Leitbild der «allgegenwärtigen Mutter»: Die Erwerbsquote

stieg, obwohl die Teilzeitbeschäftigung und die sogenannte Mitarbeit im familieneigenen Betrieb nur unzulänglich erfasst wurden. Diese Zunahme lässt sich nicht nur mit dem propagierten Wiedereinstieg ins Berufsleben nach dem als Lösung angepriesenen Drei-Phasen-Modell erklären, sondern die Berufstätigkeit von Ehefrauen mit Betreuungspflichten nahm effektiv zu.

Das Quellenmaterial, das die Autorin in diesem Buch verarbeitet hat, ist vielfältig und disparat: psychologische Untersuchungen und Ratgeber, Gesetzesvorlagen, politische Debatten und Empfehlungen von Behörden und Parlamentskommissionen, Berichte in den Medien, sozialwissenschaftliche Umfragen und statistische Erhebungen. Dieser Quellenvielfalt ist es zu verdanken, dass die Risse in der scheinbaren Homogenität des Leitbildes sichtbar werden. Gerade wegen der steigenden Nachfrage nach weiblichen Arbeitskräften ging es darum, die Geschlechterdifferenz auf dem Arbeitsmarkt nicht etwa aufzuweichen, sondern vielmehr durch den Ernährer-Hausfrauen-Diskurs zu etablieren und immer wieder neu zu konstruieren. Das Buch kommt denn auch gerade zur rechten Zeit, um die schweizerische Variante der laufenden Debatte über die Ursachen des Geburtenrückgangs in ihrer historischen Gebundenheit zu begreifen.

Elisabeth Joris

127

* Diese Befragung ist kommentiert im Buch mit den Resultaten der vom Büro für die Gleichstellung von Frau und Mann der Stadt Zürich durchgeführten Befragung vom Frühjahr 2003, erschienen unter dem Titel: Kunststück Familie. Mütter und Väter in Zürich – Fakten, Zahlen, Porträts, Limmat Verlag, Zürich 2003.

Susanne Gaschke: Die Emanzipationsfalle.

Erfolgreich, einsam, kinderlos, Verlag C. Bertelsmann, München 2005.

Emanzipierte Frauen seien heute bereit, für ihren beruflichen Erfolg darauf zu verzichten, mit Mann und Kind alt zu werden. So seien auf dem Arbeitsmarkt heute Männer für junge Frauen fachlich keine Konkurrenz mehr. Ein ernsthaftes Problem sei für sie vielmehr, einen Mann zu finden, mit dem sie sich vorstellen könnten, ein Kind zu haben. Den meisten Frauen sei aber klar, dass gleiche Rechte und Chancen nicht bedeuten dürfe, massenhaft auf die Mutterschaft zu verzichten. Für Frauen, die sich zuerst auf ihre berufliche Karriere konzentrieren, bestätige sich jedoch die These, dass die Männerwahl jenseits der Dreissig nahezu indiskutabel sei: Die Netten seien alle längst verheiratet, übrig bleiben diejenigen, die sich nicht festlegen mögen. Der auch nur erahnbare Kinderwunsch wirke auf einem so engen Heiratsmarkt wie ein peinlicher Ausschlag. Möchte eine Frau eine Beziehung anbahnen,

so könne sie heute nichts Schlimmeres vermitteln als den Eindruck, sie brauche jemanden.

Diese Problemkonstellation definiert Gaschke als «Emanzipationsfalle». Diese füge aber auch der Gesellschaft «Kollateralschäden» zu, wie die gegenwärtigen Diskussionen über niedrige Geburtenraten, die demographische Entwicklung, den bedrohten Generationenvertrag bis hin zur Frage, ob die falschen Frauen Kinder haben, zeigen.

In der Möglichkeit der Mutterschaft sieht Gaschke den letzten grossen und wirklich bedeutsamen Unterschied zwischen den Geschlechtern, alles andere sei mittlerweile verhandelbar. Frauen könnten diese Möglichkeit als Last begreifen, aber auch als Verhandlungskapital für einen neuen Geschlechtervertrag. Gaschke ist sich sehr wohl im Klaren, dass es schwierig sein wird, Frauen überhaupt bewusst zu machen, dass sie die Macht über die «Reproduktionsmittel» als Kollektiv wirklich besitzen, und fast unmöglich, die Frauen zu einem gemeinsamen politischen Handeln zu bewegen. Gaschke, Redakteurin bei der Wochenzeitung «Die Zeit», ist verheiratet und Mutter einer vierzehnjährigen Tochter und kritisiert mit ihrer spitzen Feder auch den Traditionsfeminismus. Bewusst provoziert sie mit ihren pointierten Aussagen, die sie allerdings mit Fakten und Zahlen belegt. Sie recherchiert, analysiert und sucht nach Verbesserungsmöglichkeiten. So vielfältig wie die Aspekte sind, die ein Menschenleben prägen, so vielfältig sind die Themen und Problemstellungen, die sie in ihrem Buch aufgreift. Ein Personen- und ein Sachregister ermöglichen es, sich über Gaschkes Argumentation zu einzelnen Aspekten rasch einen Überblick zu verschaffen.

Verena Hillmann

Bettina Schneider: Kinderspiel.

Vom Babywunsch zur Besessenheit, Xanthippe Verlag, Zürich 2004.

«Und nicht nur mein Patenkind betrachte ich neuerdings mit ganz anderen Augen. Ausrufe des Entzückens häufen sich, sobald ein menschliches Wesen unter fünf Jahren in meine Reichweite gelangt. Säuglinge, die ihr Lätzchen voll sabbern, entlocken mir ein enthemmtes «Nein, wie süss!». Und Kinderchen, die in der Strassenbahn vor sich hin gurren oder mit ihren putzigen Schuhen pausenlos gegen den Vordersitz treten, schenke ich ein liebevolles Lächeln.» So beschreibt die Autorin das Erwachen ihres Kinderwunsches. Der Beginn eines langen, hoffnungsvollen wie hoffnungslosen Weges, der in eine Obsession mündet und ohne Kind endet. Heiter, mit einer gewissen Selbstironie ist der Anfang, doch bald ändert sich die Stimmung,

eine verhängnisvolle Spirale setzt sich in Bewegung: Abklärungen, warum keine Schwangerschaft eintritt, Hormongaben, chinesische Medizin, erste Insemination, Entfernung der Amalgamfüllungen aus den Zähnen, da sie möglicherweise eine Schwangerschaft verhindern, zweite Insemination, Ablehnung eines angebotenen Stipendiats in den USA, noch zwei Inseminationen, Neuraltherapie durch einen Homöopathen, verschiedene Operationen im Bauchbereich, erste In-vitro-Fertilisation (IVF), Therapie bei einer Kinesiologin, Hilfsuche bei einem Geistheiler, Operation einer Eierstockzyste, zweite, dritte und vierte IVF, Yoga, fünfte, sechste und siebte IVF in Valencia und München. Der Kinderwunsch bleibt unerfüllt. Bevor die Ehe zerbricht, kann sich die Autorin durch die Rückbesinnung auf ihren Beruf und eine brachliegende künstlerische Begabung aus der fatalen Kinderwunschspirale befreien. Die zügig beschriebene Leidensgeschichte unterscheidet sich in keiner Weise von jener unzähliger Frauen, die in den letzten 25 Jahren diesen harten Weg gegangen sind. Neu sind die Weiterentwicklung und Perfektionierung der Qualitätskontrolle der Embryonen, die gesetzliche Legitimierung der Forschung an Embryonen und das Klonen. Der unerfüllte Kinderwunsch eröffnet den ReproduktionstechnologInnen ein weites und lukratives Feld ...

Der Erlebnisbericht der Autorin wird kritisch kommentiert in einem Interview mit Yonat Floersheim, die zu den PionierInnen der Reproduktionsmedizin in der Schweiz gehört. Für sie ist es eine grosse Genugtuung, heute vielen Frauen helfen zu können, ihre Kinderlosigkeit zu überwinden. Am Schluss wird von Vera Bueller, die sich als Journalistin u.a. mit gesundheitspolitischen und medizinischen Themen einen Namen gemacht hat, pointiert der aktuelle Stand der Fortpflanzungsmedizin dargestellt in einem Report mit dem Titel «Die Kindermacher».

Susi Wiederkehr

Katrin Bartz Schiefer: Mutterschaft auf Führungsebene – eigentlich kein Problem!

Von gegenseitigem Vertrauen und der richtigen Position zum richtigen Zeitpunkt. Eine empirische Studie zum «Schwangerschaftsrisiko», Verlag Rüegger, Zürich/Chur 2005.

«Mutterschaft auf Führungsebene», darüber wollte ich schon lange mehr wissen. Wie schaffen das Frauen? Zu welchem Preis? Wie sind ihre konkreten Lebens- und Arbeitsbedingungen? Der Zusatz «eigentlich kein Problem!» irritierte mich. Sollte das eine Ermutigung zur Karriere mit Mutterschaft oder gar ein wissen-

schaftliches Pamphlet gegen die so oft zitierte «gläserne Decke», die unsichtbare Barriere sein, die Frauen den Zugang zum Topmanagement verwehrt? Der Untertitel macht jedoch klar, so einfach geht das nicht. Es gibt drei zentrale Bedingungen, die erfüllt sein müssen: Die erfolgreiche Berufsfrau muss zum richtigen Zeitpunkt die richtige Position innehaben und in einem Vertrauensverhältnis zu ihrer Arbeitgeberin stehen. Was genau also hat Katrin Bartz Schiefer mit ihrer Dissertation zur Koordination von Kind und Karriere in der betrieblichen Praxis an Neuem herausgefunden?

Den richtigen Zeitpunkt für Karriereschritte definiert Bartz über den klassischen Karriereverlauf ins Topmanagement. Die Mehrheit der befragten Akademikerinnen und männlichen Führungskräfte stimmt darin überein, dass Akademiker ihre wichtigsten Karriereschritte zwischen dem 30. und dem 40. Lebensjahr vollziehen. Wann aber ist der richtige Zeitpunkt für die Realisierung des Kinderwunsches? Bartz interpretiert die von ihr gewonnenen Daten dahingehend, dass viele Frauen zuerst den beruflichen Schritt ins höhere Management planen, bevor sie Mutter werden. Sowohl das erste Kind als auch die entscheidenden Karriereschritte, dazu gehören auch zwei oder drei Betriebswechsel, hat eine erfolgreiche Karrierefrau mit 36 realisiert. Zahlen der empirischen Studie von Bartz zeigen, dass eine Mehrheit der männlichen Führungskräfte mit 31 Vater wird, Frauen im höheren Management jedoch erst mit 34 Mutter werden, abgesehen von denen, die kinderlos bleiben.

Die richtige Position betrifft die Kombination von Branche und Aufgaben. Bartz kommt zum Schluss, dass Frauen mit Kind(ern) intakte Karrierechancen hätten, wenn sie in einer der drei folgenden Kombinationen erwerbstätig sind: im Finanzsektor mit Verwaltungsaufgaben, im Investitionssektor/Gebrauchsgütersektor mit Marketing-/Vertriebsaufgaben oder in anderen Dienstleistungsbereichen mit Strategie-/Beratungsaufgaben. Dies setzt die richtige Wahl des Studiums voraus: Wirtschaft oder Jura. Die richtige Position ist zudem daran erkennbar, dass unterschiedliche Arbeitszeiten/-dauer und häufige Reise- bzw. «Auswärtstätigkeit» selten sind. Grundsätzlich könnten jedoch alle Anforderungen an Flexibilität und Mobilität im Management auch von Frauen mit Kind erfüllt werden.

Das gegenseitige Vertrauen sollte es der Mitarbeiterin ermöglichen, ihre Wünsche bezüglich einer Familiengründung und Schritte der beruflichen Karriere rechtzeitig und möglichst offen mit Vorgesetzten zu besprechen, ohne befürchten zu müssen, deshalb benachteiligt zu werden. Weil das Arbeitsrecht es der arbeitgebenden Seite verbietet, für die Personalplanung Mitarbeiterinnen nach ihrem Kinderwunsch oder nach einer Schwangerschaft zu fragen, liege es an der Arbeitnehmerin, die Initiative zu ergreifen, um frühzeitig die Umsetzung ihrer Lebens- und Laufbahnplanung mit den Interessen des Betriebs abzustimmen. Wichtig sei auch, dass die Mitarbeite-

rin dann die Verantwortung für die planmäßige Umsetzung übernehme, so dass Vorgesetzte darauf vertrauen können, dass auch mit Müttern zuverlässig geplant werden kann.

Bartz Schiefer sucht mit ihrem empirischen Ansatz nach Wegen, wie die statistische Diskriminierung des weiblichen Führungsnachwuchses in der deutschen Privatwirtschaft überwunden werden könnte. Ihre empirischen Daten bestätigen jedoch eher bekannte Hindernisse, die sich der Karriere von Frauen mit und ohne Kind(er) in den Weg stellen, als dass sie zu neuen Erkenntnissen führen würden. So befürchten 80% der 116 befragten Akademikerinnen beispielsweise, dass sie keine verantwortungsvollen Projekte mehr bekämen und nicht mehr befördert würden, würden sie mit ihren Vorgesetzten offen über ihre Familienplanung sprechen. Die Resultate von Bartz zeigen v.a. die Unmöglichkeit, den Teufelskreis der statistischen Diskriminierung von Frauen auf dem Arbeitsmarkt durchbrechen und zugleich an dessen Voraussetzung, den Rollenstereotypen «die Mutter gehört zum Kind, der Vater übernimmt die Ernährerrolle», festhalten zu wollen. Die vielen Variablen und Differenzierungen – Akademikerinnen, männliche Führungskräfte, Alter, Karrierestufen, Familienplanung, Branchen und Aufgaben – erschweren letztlich die Vergleichbarkeit und die Interpretation der Daten. So bleibt es offen, ob die interessanten Aussagen zu Bedingungen im Erwerbsleben der Akademikerinnen, die Koordination von Karriere und Kindern erleichtern, auch für männliche Führungskräfte, die gerne ihre Kinder betreuen würden, gültig sind.

Verena Hillmann

Karin Frei: Gute böse Stiefmutter.

Sieben Porträts und ein Leitfaden, Limmat Verlag, Zürich 2005.

«Belle-mère» wird die Stiefmutter im Französischen genannt, was wörtlich mit «schöne Mutter» übersetzt wird und in unseren Ohren positiv klingt. Anders verhält es sich mit dem deutschen Begriff. Seit den Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm aus dem 19. Jahrhundert wird die Stiefmutter mit etwas «Bösem» in Verbindung gebracht. Hat sich ihr Ruf mittlerweile verändert, seit Patchwork-Familien nichts Ungewöhnliches mehr sind und die gesellschaftliche Akzeptanz von neuen Lebensformen gestiegen ist? In ihrem Buch greift Karin Frei – selbst Stiefmutter und Mutter – das bis anhin weitgehend tabuisierte Thema der sogenannten Ersatzmütter auf, indem sie betroffene Frauen zu Wort kommen lässt. In sieben Porträts erzählen Stiefmütter über ihre Gefühle, ihre Erfahrungen und ihr Selbstverständnis in der Rolle der zweiten Mutter. Dabei wird immer wieder deutlich, wie stark die

AUTORINNEN

Stiefmutterpflichten bewertet werden, sowohl von den betroffenen Frauen – mit Aussagen wie «Diese Ansprüche, die man an sich selbst hat, das Gefühl, dass man sich nichts erlauben darf, während sich eine leibliche Mutter viel mehr herausnehmen kann» – als auch von unserer Gesellschaft, in der Frauen nach wie vor den grössten Teil der Haus-, Betreuungs- und Erziehungsarbeit leisten. Die Hürden und das Konfliktpotenzial, mit denen Stiefmütter konfrontiert werden, sind häufig gross, nicht selten ist ihre Rolle ein Balanceakt zwischen Verantwortung mittragen und Distanz halten. Neben den aufschlussreichen Porträts verdeutlichen die Erkenntnisse aus Gesprächen mit weiteren Stiefmüttern, dass es sich bei schwierigen Auseinandersetzungen nicht nur um individuelle Erfahrungen handelt, sondern um Verhaltensweisen und Einstellungen, die von einer Stiefmutter erwartet werden. Drei Fachpersonen – Paar- und Familientherapeuten – kommentieren die nach Themen geordneten Konfliktpunkte. In Orientierungshilfen wie den «Tipps, mit denen das Stiefmutterdasein lustvoller wird» oder «Was die Stiefmutter unternehmen kann» werden die wichtigsten Erkenntnisse schliesslich zusammengefasst. Weniger die ratgebenden Kapitel machen dieses Buch lesenswert als vielmehr die gut geschriebenen Erfahrungsberichte der interviewten Frauen. Sie regen zum Nachdenken an über eine kaum thematisierte Frauenrolle in einem verbreiteten Familienmodell.

Esther Quetting

132

Michèle Ammon, 1974, seit 1996 Hebamme und ab 2001 Ausbilderin in Geburtshilfe. Sie lebt und arbeitet in Zürich und ist Vorstandsmitglied der Aktion Gsundi Gsundheitspolitik (AGGP).

Andrea Batke, 1964, Kulturwissenschaftlerin M.A., lebt mit ihrer Partnerin in Bremen.

Jael Bueno, Soziologin, NDS Gender Management, Fachgebiet Gender und Migration, Leiterin des Präventionsprojekts «Luna» bei der Beratungsstelle Nottelefon Zürich, Mitherausgeberin der *Olympe*.

Jacqueline Fehr, 1963, Winterthur, vertritt die SP im Nationalrat, verheiratet, zwei Kinder, arbeitet freiberuflich in verschiedenen bezahlten und unbezahlten Projekten mit. Schwerpunkte ihrer politischen Arbeit sind Familien-, Gleichstellungs-, Gesundheits- und Verkehrspolitik.

Anne-Françoise Gilbert, 1957, Dr. phil., Soziologin. Forschungsschwerpunkte im Bereich der Frauen- und Geschlechterforschung, der Wissenssoziologie sowie qualitativer Methoden, insbesondere Ethnographie. Ihre Dissertation zu den Lebensentwürfen lediger Frauen in der Moderne ist 2001 bei Ulrike Helmer erschienen. Zurzeit leitet sie ein Forschungsprojekt zum Thema «Geschlecht und technische Fachkulturen» an der Universität Bern.

Willemijn de Jong lehrt und forscht als Titularprofessorin Ethnologie an der Universität Zürich. Seit kurzem leitet sie ein Forschungsprojekt mit dem Titel «New Reproductive Technologies and the Making of Bodies, Persons and Families in Russia and Switzerland». An diesem Projekt sind schweizerische und russische Sozialwissenschaftlerinnen beteiligt.

Elisabeth Joris, Historikerin, Mitherausgeberin der *Olympe*, arbeitet und lebt in Zürich, zahlreiche Veröffentlichungen zur Frauen- und Geschlechtergeschichte der Schweiz. Zur Zeit arbeitet sie an der Biographie einer Homöopathin, ist Autorin und Mitherausgeberin einer Geschichte des Tunnelbaus aus Geschlechterperspektive.

Margrit E. Kaufmann, Mutter einer Tochter und Dr. phil., Ethnologin und Kulturwissenschaftlerin beim bremer Institut für Kulturforschung (bik) und beim Institut für Kulturwissenschaft der Universität Bremen. Arbeitsschwerpunkte: Geschlecht und Migration, transkulturelle Übergangsräume; Reproduktionstechnologien, reproduktive Gesundheit und Biopolitik; Ethnographie und Ethnopschoanalyse; Theorie-Praxis-Transfers im Bereich Gesundheit und Bildung von Migrantinnen; Evaluation und Managing Diversity.

Mascha Madörin, Ökonomin, ehemalige Redaktorin der *Olympe*. Sie war Jahrzehnte lang für Nichtregierungsorganisationen tätig und arbeitet jetzt als Expertin und Forscherin für feministischer Wirtschaftstheorie und -politik, gegenwärtig vor allem zu genderrelevanten Budgetanalysen und zu Care-Ökonomie. Sie befasst sich seit Jahrzehnten mit dem Finanzsektor, dem Finanzplatz Schweiz und den Nord-Südbeziehungen.

133

Joséphine Mukakalisa, 1965, licenciée en Sciences de l'Education, mariée et mère d'un enfant, vit et travaille à Kigali/Rwanda. Après ses études supérieures à l'Université Nationale du Rwanda et des années de pratique dans divers projets, ella a complété sa formation sur le SIDA et sur le développement du leadership féminin au niveau communautaire. Depuis le mois d'octobre 2005 elle collabore au Nursing School Associate Capacity Project/IntraHealth International, thèmes principaux: genre et santé de la reproduction.

Klara Obermüller, Dr. phil., Studium der deutschen und französischen Literatur, Journalistin beim «du», später bei der «NZZ» und schliesslich, nach Jahren freiberuflicher Tätigkeit, bei der «Weltwoche». Von 1996 bis zu ihrer Pensionierung im Jahre 2002 moderierte sie die Sendung «Sternstunde Philosophie» von SF DRS. Heute ist sie als freiberufliche Publizistin, als Moderatorin sowie als Referentin tätig.

Salome Pitschen, 1966, lic. phil. Germanistik und Filmwissenschaften, in Riehen (BS) aufgewachsen, seit 1985 in Zürich wohnhaft. 1995–97 sammelt sie praktische Film Erfahrungen in New York und Toronto, später auch in Zürich. Seit 2000 ist sie als freischaffende Filmemacherin und Cutterin tätig.

Viola Roggenkamp, Schriftstellerin und Essayistin, letzte Buchveröffentlichungen «Frau ohne Kind. Gespräche und Geschichten – eine Tafelrunde», «Familienleben» (Roman), «Erika Mann – eine jüdische Tochter. Über Erlesenes und Verleugnetes in der Frauengenealogie der Familie Mann-Pringsheim».

Michèle Spieler, 1968, lic. phil., Politologin/Historikerin, freiberuflich tätig in Gleichstellungsprojekten und im Computer-Support, aktiv in der Marche mondiale des femmes, Mitherausgeberin der Olympe.

Angela Stienen, Dr. phil., Sozialanthropologin, Stadt- und Migrationsforscherin in der Schweiz und in Lateinamerika, Forschungsbeauftragte und Dozentin an der Pädagogischen Hochschule Bern und associate researcher am Forschungs- und Menschenrechtsinstitut IPC in Medellín, Kolumbien.

Impressum

Olympe. Feministische Arbeitshefte zur Politik

Herausgeberinnen: Redaktion Olympe

Heft Nr. 23/ Dezember 2006: Elternschaft – die neue Geschlechterdifferenz?

Auflage: 1000

ISSN 1420-0392

ISBN 3-905087-46-4

Redaktion: Jael Bueno (Ottenbach), Martina Buzzi (Zürich), Lise Cyrenne (Zürich), Luisa Grünenfelder (Luzern), Verena Hillmann (Zürich), Elisabeth Joris (Zürich), Sandra Meier (St.Gallen), Esther Quetting (Zürich), Katja Schalbetter (Luzern), Michèle Spieler (Aarau), Silvia Staub-Bernasconi (Berlin, Zürich), Marina Widmer (St.Gallen), Susi Wiederkehr (Uster).

Redaktion dieser Nummer: Lise Cyrenne, Esther Quetting, Michèle Spieler, Susi Wiederkehr

Illustrationen: Elisabeth Joris, Zürich

Gestaltung/Layout: Luisa Grünenfelder, Luzern

Korrektorat: Sawitext, Sylvia Sawitzki, Uster

Druck: Nicolussi, Zürich

Gedruckt auf chlorfrei gebleichtem und neutral geleimtem Papier

© Alle Rechte bei Olympe und den Autorinnen

Anschrift der Redaktion:

Olympe, Feministische Arbeitshefte zur Politik,

Untermättli 4, 8913 Ottenbach (Schweiz)

E-Mail: Bestellungen@olympheft.ch

www.olympheft.ch

Erscheint in der Regel zweimal jährlich

Preis Fr. 21.– (+ Versand), Abonnement für 2 Ausgaben Fr. 40.–

Postcheckkonto Schweiz: 80-38035-0

Postgirokonto Deutschland: 360 80 756, BLZ 660 100 75

Publikationsbeiträge: Tanzleila, Zürich

Bisher erschienen:

- Heft 1: Frauenrechte sind Menschenrechte (1/94)
- Heft 2: Wirtschaftspolitik – Konflikte um Definitionsmacht (2/95)
- Heft 3: Sozialpolitik – Arena des Geschlechterkampfes (3/95)
- Heft 4: Wir leben hier – Frauen in der Fremde (4/95)
- Heft 5: Der verwertete Körper – Selektiert. Reproduziert. Transplantiert. (5/96)
- Heft 6: Architektur – Der verplante Raum (6/96)
- Heft 7: Typisch atypisch – Frauenarbeit in der Deregulierung (7/97)
- Heft 8: 1848–1998: Frauen im Staat – Mehr Pflichten als Rechte (8/98)
- Heft 9: Einfluss nehmen auf Makroökonomie! (9/98)
- Heft 10: Gesundheit!!! Standortbestimmung in Forschung, Praxis, Politik (10/99)
- Heft 11: Feminismen und die Sozialdemokratie in Europa (11/99)
- Heft 12: Männer-Gewalt gegen Frauen (12/00)
- Heft 13: Marche Mondiale des femmes. Exploration – ein Mosaik (13/00)
- Heft 14: Nationalismus: Verführung und Katastrophe (14/01)
- Heft 15: Freiwilligenarbeit: wie frei – wie willig? (15/01)
- Heft 16: Ordnung muss sein! Pädagogische Inszenierungen (16/02)
- Heft 17: kreativ – skeptisch – innovativ, Frauen formen Recht (17/02)
- Heft 18: draussen – drinnen – dazwischen: Women of Black Heritage (18/03)
- Heft 19: Dispersion – Kunstpraktiken und ihre Vernetzungen (19/03)
- Heft 20: Provokation. Personen, Debatten, Fakten. (20/04)
- Heft 21: Sportlerinnen. Spitzenleistungen vor leeren Rängen? (21/05)
- Heft 22: Secondas – sichtbar vielfältig (22/05)
- Heft 23: Elternschaft – die neue Geschlechterdifferenz? (23/06)
- Heft 24: Sexuelle Gewalt. Präventionsansätze in transnationalen Räumen (24/06)
- Heft 25: erscheint im Juni 07